ZS

Zürcher Studierendenzeitung
6/20

Mit Abstand

Einsamkeit ist vielfältig und allgegenwärtig

Kulturkrise
Was ist uns Kunst wert?

Disziplinierung
Studis legen sich mit Uni an

Betrug
Kontrolle bei Onlineprüfungen

ICH KANDIDIERE,
UND DU?
FÜR EINE
UNIVERSITÄT,
DIE RAUM FÜR
STUDIERENDE SCHAFFT
VSUZH
Verband der Studierenden
der Universität Zürich
VSUZH

News

4–5 Hochschulen rüsten gegen Betrug auf
Strengere Kontrollen für Online-Prüfungen

6 Trauma im Blut
Psychische Belastung kann vererbt werden

7 Wie sicher ist Zoom wirklich?
Datenschutzbedenken bei Videodienst

8 Die Fakultäten werden mündig
Reform macht Dekan*innen mächtiger

9 Sie bekämpfen Sexismus im Spital
Das Kollektiv Clash Fribourg im Porträt

10–11 Wie sich die Uni mit den Studis anlegt
Eine Chronik zur Disziplinarverordnung

Thema

16–17 «Wir sind nicht einsamer als früher»
Der Psychologe Marcus Mund im Gespräch

18 Tipps für und gegen das Alleinsein
Ein kleiner Ratgeber für das Wohlbefinden

19 «Ich muss mich zum Studium zwingen»
Wie Studis mit dem Alleinsein umgehen

20–21 Phänomen Einsamkeit
Neue Perspektiven auf das Gefühl

Kultur

22 Goldene Stunden
Der schwere Mantel des Herbstnebels

23 Ein Monatsabo für Literatur
Magazin «Das Gramm» startet im Jahr 2021

24 Dada befragt die Gegenwart
Salome Hohl leitet neu das Cabaret Voltaire

25 Von der Baracke zum Bijou
Das Xenix zeigt seit 40 Jahren Filmperlen

28–30 Ist das Kultur und kann das weg?
Die Kulturpolitik muss neu gedacht werden

5 Ausgemalt 6 Kurzmeldungen
12 Nachgefragt 12 Impressum
13 Senf der Redaktion
26 ZS-Rätsel 26–27 Kulturspalten
31 En garde!

Cover: Sumanie Gächter

Einsamkeit — Wir loggen uns ein, sehen uns auf den Bildschirmen, und hören zu oder diskutieren mit. Für viel mehr Gesellschaft reicht es momentan nicht. Die Pandemie bestimmt weiterhin unser Leben – und beeinflusst unser seelisches Wohlbefinden.

Im Interview erklärt der Psychologe Marcus Mund, was Einsamkeit ist und warum es nicht dasselbe wie Alleinsein ist (S. 16–17). Wenn das Alleinsein mal wieder auf das Gemüt schlägt, kann unser Ratgeber Abhilfe schaffen (S. 18). Ausserdem haben wir uns auf die Suche nach Studis gemacht, die uns erzählen, wie sie das Fernstudium und die Pandemie erleben (S. 19). Und wir zeigen, warum wir auch gesellschaftliche Lösungen brauchen, um Einsamkeit zu bekämpfen (S. 20–21).

Mit dieser Ausgabe verabschieden wir zugleich unseren journalistischen Anführer Jonathan Progin, der für die letzten Ausgaben alles war: Rückgrat, Verantwortungsträger, Repräsentant und Kampftwitterer. Wir verlieren eine weitere physische Verkörperung des ZS-Geistes. Oh boy, danke für deinen grossartigen Einsatz! Wir sind zuversichtlich, von dir noch viel zu hören, sei es etwa als US-Korrespondent oder als schärfster Kommentator zwischen Lissabon und Moskau. Du wirst uns fehlen. (RIP!)

Nun wünschen wir euch eine gute Lektüre und viel Kraft für das Semesterende!

Für Jonathan
Carlo, Dominik, Lukas
Nuria, Steffi, Sumanie

Prüfungen in Pandemiezeiten sind eine Herausforderung für Studis und Hochschulen.

Bild: © ZHAW

Hochschulen rüsten gegen Betrug auf

Bei den Prüfungen im Frühjahrssemester wurde an der ZHAW besonders viel geschummelt. So wollen Hochschulen künftig Onlineprüfungen kontrollieren.

Carlo Mariani

Die Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (ZHAW) hat im letzten Semester überdurchschnittlich viele Disziplinarverfahren wegen unlauteren Prüfungsverhaltens eröffnet – und zwar gegen 148 Studierende. Am 19. November waren 76 Verfahren bereits erledigt. Auf Anfrage erklärt die ZHAW, dass die meisten dieser Fälle mit der mildesten Massnahme, dem schriftlichen Verweis, bestraft wurden. «Es gab in einzelnen Fällen aber auch härtere Sanktionen», heisst es bei der Medienstelle. Die härteste mögliche Massnahme ist der endgültige Ausschluss vom Studium.

Auch Lea* sah sich in den letzten Monaten mit einem Disziplinarverfahren konfrontiert. «Als ich von den Dozierenden benachrichtigt wurde, konnte ich es fast nicht glauben», erzählt sie. Sie schrieb mehrere Prüfungen mit einem Freund zusammen und ist deshalb aufgeflogen. Sie hatten teils identische Antworten zur exakt gleichen Zeit eingetippt und waren über die gleiche IP-Adresse verbunden. Sie gaben schliesslich zu, geschummelt zu haben. Doch vom anfänglichen E-Mail im Juli bis zum Bescheid über die getroffene Massnahme dauerte es über vier Monate. Erst Mitte November erhielt sie schliesslich doch noch den Bescheid: ein schriftlicher Verweis. «Ich hoffe, dass ich nie wieder mit einem Disziplinarverfahren zu tun haben muss», sagt sie.

Grosse Dunkelziffer

Gemäss Recherchen der ZS wurden aber viele Studis, die bei den Prüfungen auch gemogelt haben, nicht erwischt. Ganze

Lerngruppen lösten die Prüfungen gemeinsam und kommunizierten dabei beispielsweise über Zoom. Tatsächlich wurden aber nur diejenigen bestraft, deren Dozierende die Antworten und die IP-Adressen auf Betrug hin verglichen haben. Auch Lea meint: «Es gibt bestimmt eine grosse Dunkelziffer an Leuten, die beschissen haben, aber nicht erwischt wurden.»

Kontrolle bei Onlineprüfungen

Die ZHAW hatte aber keine Wahl. Sobald dir Dozierenden einen Verdacht schöpften, musste der Rektor gemäss Verordnung zum Fachhochschulgesetz ein Disziplinarverfahren eröffnen. «Liegt ein Verdacht vor, muss die ZHAW ein Verfahren einleiten und bei einer Unredlichkeit eine der vorgesehenen Sanktionen verhängen», wird auf Anfage bestätigt. Will man damit ein Exempel für alle Studierenden statuieren? «Eine Sanktion hat sicher teilweise auch eine abschreckende Wirkung.» An der Fachhochschule befürchte man allerdings nicht, falsche Geständnisse von unschuldigen Studierenden erwirkt zu haben: «Die Geständnisse wirkten glaubwürdig und waren stimmig im Verhältnis zu den bereits klaren Indizien», so die ZHAW. Auch an der Uni Zürich fanden die Prüfungen mehrheitlich online statt und auch da gab es wegen unlauteren Prüfungsverhaltens mehr Verfahren als üblich. An der ETH hingegen fanden nur 15 Prozent der Prüfungen online statt und es gab auch nicht mehr Mogeleien als üblich. Doch die Kontrolle der Studis bei Onlineprüfungen wird weiterhin ein Thema bleiben. Denn auch im Herbstsemester 2020 sollen viele Prüfungen an den Hochschulen online als Remote-Prüfungen durchgeführt werden.

«Es war einfach zu schummeln»

Uni und ETH Zürich setzen auf sogenanntes «Proctoring», also Video- oder Tonüberwachung, aber ohne Aufzeichnung. Die ETH teilt auf Anfrage mit, auf Zoom-Proctoring mit Video und Ton zu setzens und die Uni erklärt, dass «milde Formen der Onlinekontrolle» möglich seien. Auch die ZHAW lässt verlauten: «Das Online-Proctoring ist eine Chance für mehr Sicherheit und Fairness, und gleichzeitig betreten die allermeisten Hochschulen damit Neuland.» Man plane einzelne Prüfungen auf freiwilliger Basis mit Proctoring durchzuführen und werde die Erfahrungen auswerten.

Studierende der ZHAW hatten im Oktober eine Petition gestartet mit der Aufforderung, die laufenden Disziplinarverfahren einzustellen. Die Onlineprüfungen seien «eine Herausforderung für Dozierende und Studierende» gewesen. Ohnehin hätten sich Studierende im von Corona geprägten Semester vermehrt in Lerngruppen zusammengetan, was die oft ähnlichen Prüfungslösungen erkläre. Auf Anfrage nimmt die ZHAW die Petition lediglich «zur Kenntnis».

Disziplinarverfahren hin oder her: «Man konnte bei diesen Prüfungen sehr einfach schummeln. Alle Menschen versuchen erfolgreich zu sein und Nischen zu finden», findet Lea. Die Studierenden seien dabei wohl gut beraten, sich mit einem VPN zu verbinden. Trotz allem meint Lea: «Ich weiss nicht, ob ich nicht mehr bescheissen werde, aber ich würde jedenfalls besser bescheissen. Bei einer künftigen Onlineprüfung kann ich mir auch vorstellen, eine Fachperson heranzuziehen – ich möchte ja die Prüfungen bestehen.» ◊

*Name der Redaktion bekannt

Ausgemalt

Uni streicht Gelder für Hilfsassistenzen

Fehlende Mittel — Gemäss Recherchen der ZS könnte es ab 2023 keine Hilfswissenschaftlichen Mitarbeitenden an der Philosophischen Fakultät der Uni Zürich mehr geben. Diese Stellen wurden seit 2014 aus einer befristeten Fördermassnahme der Universitätsleitung für Förderungsprofessuren finanziert. Der Antrag für deren Weiterführung wurde von der Universitätsleitung jedoch abgelehnt. Die fehlenden finanziellen Mittel könnten deshalb zur Abschaffung dieser Stellen führen. Was diese Entwicklung für Konsequenzen für die einzelnen Lehrstühle hätte, ist allerdings noch unklar. [nur]

ASVZ-Neubau erhält Unisex-Toiletten

Umbau — Im Bauprojekt des künftigen ASVZ-Bereichs unterhalb der Polyterasse sind auch Unisex-Toiletten vorgesehen. In der 55. Sitzung des VSUZH-Rates kündigte das der Delegierte des VSUZH im Vorstand des ASVZ, Sven Stalder, an. Auf Nachfrage der ZS bestätigt das auch Markus Urscheler, unter anderem Leiter Infrastrukturprojekte beim ASVZ. Neben den zwei Unisex-Toiletten seien auch drei genderneutrale Einzelgarderoben vorgesehen. Die Bauarbeiten am geplanten Neubau des Mehrzweck- und Mensagebäudes unterhalb der Polyterrasse beginnen aber erst im Jahr 2023, das Gebäude soll 2027 in Betrieb genommen werden. [mac]

Arthouse und Blue Cinemas machen zu

Kinoschlaf — Zuerst liess die Arthouse Commercio Movie AG verkünden, dass sie ihre Zürcher Kinos ab dem 26. November schliessen. Die durch den Bund verordnete Obergrenze von 50 Leuten in einem Saal führten zu finanziellen Einbussen, die den Betrieb untragbar machten, so Co-Geschäftsführerin Stephanie Candinas. Die Schliessung dauert voraussichtlich bis zum 4. Februar. Nun pausieren auch die Blue Cinemas, mit Ausnahme des Abaton am Escher-Wyss-Platz, allerdings schon ab dem 19. November. Die Kinos stehen damit nicht alleine, immer mehr Kulturbetriebe müssen aus finanziellen Gründen schliessen. [hel]

Was du wissen solltest: Kurzmeldungen für unterwegs.

Trauma im Blut

Trauma-Folgen sind über Generationen vererbbar. Das hat Auswirkungen auf die Präventionsarbeit.

Nuria Tinnermann

Traumata haben nicht nur psychische, sondern auch physische Effekte. Vor allem, wenn sie im Kindesalter durchlebt werden. Forschungsergebnisse belegen nun, dass Traumata sich nicht nur negativ auf die Gesundheit von direkt Betroffenen, sondern auch auf deren Nachkommen auswirken können.

Am Institut für Hirnforschung der Uni Zürich und am Institut für Neurowissenschaften der ETH hat Isabelle Mansuy über 20 Jahre lang zur Vererbung von Krankheiten geforscht, die durch Traumata im Kindesalter ausgelöst wurden. Speziell die Auswirkungen von psychischen Belastungen bei Kindern seien wichtig, denn: «Ein junges Individuum reagiert viel empfindlicher auf seine Umwelt, da viele Organe und das Gehirn nicht ganz entwickelt sind. Die Schutzmechanismen sind bei Kindern noch nicht ausreichend vorhanden», so die Professorin für Neuroepigenetik.

Direkte Effekte auf körperliche Gesundheit

Denkt man an die Folgen von Traumata, fällt einem als erstes die Psyche ein. Wenn jedoch Individuen während frühen Entwicklungsphasen viel Stress durchleben, sei jede einzelne Zelle des Körpers betroffen, so Mansuy. So sind auch Organe und Keimzellen, also Spermazellen und Eizellen, betroffen. «Das heisst, dass der Stoffwechsel, aber auch die Zusammensetzung des Blutes durch Stressfaktoren beeinflusst wird. Das kann Herz-Kreislauf- und Autoimmunerkrankungen sowie Diabetes zur Folge haben.»

Diese gesundheitlichen Beschwerden können über die Epigenetik, also über biologische Faktoren und nicht über die DNA, weiterverbreitet werden. «Das Blut leitet Stressbotschaften an die Keimzellen weiter. Die Vererbungsmechanismen finden dann in erster Linie über diese Zellen statt.» Da sich die direkten Effekte von Traumata auf die kommenden Generationen schwer signifikant an Menschen messen liessen, hätten sie mit Mausmodellen gearbeitet. Als erstes wurden menschliche Traumata eingegrenzt, um anschliessend definieren zu können, was auf Mäuse übertragbar sei. «Wir wollten vor allem Traumata im Kindesalter erforschen, diese beinhalten oft Gewalt, Vernachlässigung und fehlende Fürsorge oder Aufmerksamkeit von Elternteilen», erzählt Mansuy.

Von Mäusen und Menschen

Deshalb hätten sie sich für die Studie auf die Auswirkungen von veränderten Beziehungen zwischen Mäusemüttern und ihren Kindern fokussiert. «Dazu wurden die Mütter zu willkürlichen Zeiten über circa drei Stunden pro Tag von den Mäusekindern getrennt und zusätzlich stressigen Bedingungen ausgesetzt. Bei den Nachfahren der traumatisierten Mäuse wurden ebenfalls veränderte Blut- und Kreislaufwerte festgestellt.» Die emotionale Verarbeitung solcher Erlebnisse sei vergleichbar mit der menschlichen, denn es würden dieselben Prozesse im Körper ablaufen: «Der Hypothalamus im Gehirn wird aktiviert und Stresshormone im Körper ausgeschüttet.» Dasselbe geschieht bei Kindern, die Traumata erleben.

Weltweit sind rund 25 Prozent der Kinder von Traumata betroffen. Diese Forschungsergebnisse verdeutlichen, wie wichtig Präventionsarbeit in diesen Bereichen ist. «Die wichtigste Erkenntnis ist, dass Ärzt*innen und Psycholog*innen über diese Zusammenhänge Bescheid wissen. So können die Effekte von Traumata abgeschwächt oder sogar verhindert werden.» Es helfe dabei, die Ursache von Krankheitsentwicklungen besser zu verstehen. ◊

Wie sicher ist Zoom wirklich?

Am Anfang der Pandemie standen Videodienste wegen Problemen im Datenschutz unter Beschuss. Mittlerweile hat sich einiges geändert.

Lisa Horrer (Text)
Chazar Akmali Khajouie (Illustration)

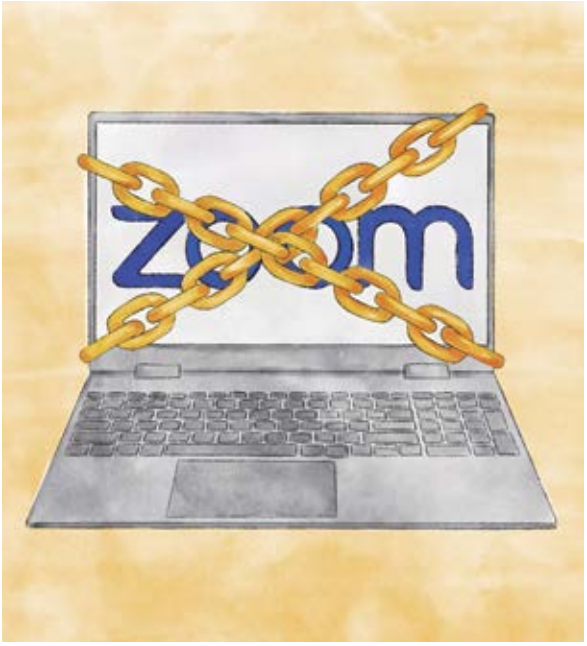
Seit der Präsenzunterricht im März dieses Jahres von Onlinesitzungen abgelöst wurde, hat die Universität auf Videodienste wie Zoom oder Microsoft Teams gesetzt, um Veranstaltungen abzuhalten. Allerdings äusserten Datenschützer*innen bald Bedenken hinsichtlich Zoom. Dennoch bezog die Universität eine Zoom-Campus-Lizenz, die bis am 25. März des nächsten Jahres gültig ist. Da es «vertragliche Bedinungen betrifft», will die Uni nicht bekannt geben, wie viel die Lizenz gekostet hat. Gegenüber der Gratisversion soll sie zusätzlichen Datenschutz bieten.

Im März verzeichnete das 2011 gegründete US-amerikanische Unternehmen Zoom Video Communications Inc. angesichts der Pandemie mit rund 200 Millionen täglichen Nutzer*innen einen neuen Höchstwert.

Uni schätzte Zoom «neutral» ein

Bald wurden jedoch enorme Sicherheitslücken und Datenschutzprobleme publik. Darunter waren etwa das «Zoombombing», wobei unerwünschte Personen in ungeschützte Sitzungen eintreten und stören, die damals fehlende Ende-zu-Ende-Verschlüsselung sowie «Leaks», die Zugriffe auf Nutzerdaten ermöglichten. Auch die Universität Zürich beurteilte in einer Ersteinschätzung das Onlinetool «neutral» und nicht «zu empfehlen» wie etwa Microsoft Teams.

Die Beurteilung sei laut Thomas Sutter, Leiter der Zentralen Informatik (ZI) der Uni, überholt. «Für die üblichen Anwendungszwecke bietet Zoom genug Schutz der Privatsphäre», sagt er. Daher empfiehlt die ZI neben Jitsi Meet und MS Teams nun auch Zoom. Auf die Frage, ob Zoom mittlerweile sicherer sei, gibt auch die Datenschutzbeauftragte des Kantons Zürich, Dominika Blonski, Entwarnung: «Zoom initiiert laufend Nachbesserungen des Produkts.» Trotzdem rät Blonski im Umgang mit Videokonferenztools zur Vorsicht. User*innen sollen sich nicht nur überlegen, ob es datenschutzkonformere Produkte gebe, sondern über solche Plattformen auch «keine sensitiven Inhaltsdaten teilen».



Zoom hat mit Sicherheitslücken zu kämpfen.

Genauer inspiziert als die Konkurrenz

Jochim Selzer, Mitglied des Chaos Computer Clubs, erklärt, mit der Kritik an Zoom verhalte es sich nach dem Prinzip: «Je mehr getestet wird, desto mehr findet man.» Zoom sei durch Probleme mit Datenschutz und Sicherheit in Verruf geraten. Durch ihre Popularität sei die Software aber auch genauer untersucht worden als die Konkurrenz von Microsoft und anderen Anbietern. Folglich gab es bei Zoom gemäss Martin Steiger, Anwalt für Recht im digitalen Raum, «inzwischen Verbesserungen bis hin zu Videokonferenzen mit Ende-zu-Ende-Verschlüsselung».

Dozierende wählen Videodienst aus

Bei der Wahl der Tools durch die ZI der Uni seien gemäss Sutter zwei Kriterien bedeutend. Einerseits sind öffentlich-rechtliche Institutionen dazu verpflichtet, Dienstleistungsverträge ab einer gewissen Kostenhöhe öffentlich auszuschreiben. Andererseits sei der Anwendungsbereich relevant. Entscheidend sind bei diesem laut Sutter Nutzer*innenfreundlichkeit, Funktionalität, rechtliche Themen inklusive Datenschutz und generell die Kosten. Zudem tausche sich die Abteilung Datenschutzrecht der Uni regelmässig mit der Datenschutzbeauftragten des Kantons Zürich aus.

Allerdings gelte es auch, die Wissenschaftsfreiheit zu schützen: «Dozierende sind in der Gestaltung ihrer Lehre frei, sie können also auch die Applikationen frei wählen», sagt Sutter. Im Oktober verkündete die Universität Zürich, dass auch im Frühjahrssemester der Unterricht «wenn möglich digital» stattfinden soll. So müssen die Dozierenden nächstes Semester bei der Wahl des Online-Videotools wieder abwägen, nach welchen Kriterien sie sich für welchen Dienst entscheiden. ◊

Bild: © Frank Brüderli, Universität Zürich

Die Fakultäten werden mündig

Die Uni hat ihr Führungssystem geändert. Die Dekan*innen erhalten mehr Selbständigkeit.

Sarah Reiff

«Governance 2020+» – so heisst das in den letzten Monaten nach und nach umgesetzte Projekt der Universität Zürich. Das neue Organigramm soll die Uni gemäss eigener Ankündigung «zukunftsfähig» machen. Die Dekan*innen sollen mehr Führungsverantwortung und die Fakultäten mehr Eigenständigkeit sowie Selbstverantwortung erhalten.

Wie funktioniert das System?

Die Hierarchie der Uni ist wenig übersichtlich. Die Universitätsleitung ist das höchste operative Organ der Uni. In der Erweiterten Universitätsleitung wiederum sitzen zusätzlich Dekan*innen und Stände als Vertreter*innen weiterer Interessensgruppen. Sie entwickelt unter anderem Leitbild und Finanzplan.

Darüber entscheiden, was tatsächlich umgesetzt werden soll, kann aber weder die Universitätsleitung noch die Erweiterte Universitätsleitung, denn in wichtigen Fragen bestimmt letztinstanzlich allein der Universitätsrat. Dieser wird wiederum vom Regierungsrat gewählt und ist somit der Vertreter des Stimmvolks des Kantons Zürich. Dieses komplexe Führungssystem führt zu langwierigen und komplizierten Entscheidungsprozessen.

Mehr Verantwortung für die Fakultäten

In der neuen Struktur wurde das sogenannte «Götti-System» abgeschafft. Damit war jede*r Prorektor*in für mehrere Dekan*innen und deren Fakultäten zuständig und hat deren Anliegen an die Universitätsleitung weitergeleitet. Mit der Reform vertreten Dekan*innen ihre Anliegen direkt gegenüber der Unileitung.

Zusätzlich sind die Dekan*innen nun unter anderem für die Infrastruktur in der Fakultät verantwortlich. Noch wichtiger ist, dass sie bei der Einstellung neuer Professor*innen in die Berufungsverhandlungen miteingebunden werden – faktisch also einiges mitzureden haben, welche Professor*innen künftig eingestellt werden. 2021 soll dann die «Budgetkompetenz der Dekan*innen um die Professoren*innenlöhne» erweitert werden. Dabei sind die Professor*innen in Zukunft wohl darauf bedacht, unter sich diejenigen zum oder zur Dekan*in zu wählen, die eine ihnen genehme Lohnpolitik versprechen. ◊

Wir bieten allen Mitgliedern inkl. Familienangehörigen **Rabatte bis 20%** bei Krankenkassen, Versicherungs- und Bankprodukten. Mit der **Baloise App** profitieren Sie zudem zusätzlich von **vergünstigten Angeboten bei unseren Partnerunternehmen** wie Augenoptikern, Flottenrabatten bei verschiedenen Automarken, Mövenpick Wein und vielen anderen Vorteilen wie z.B. das **kostenlose Ausfüllen der privaten Steuererklärung.**

Installation Apple

Installation Android

Wichtig: Unter Profile & Geräteverwaltung auf «Eazi-Apps Ltd» klicken!

Peter Wirthner
Dipl. Fondsberater IAF
Verkaufsleiter, Vertrieb & Marketing

Basler Versicherungen, Förrlibuckstrasse 10, 8037 Zürich
Telefon +41 58 285 63 12, Mobile +41 76 328 49 61
peter.wirthner@baloise.ch - www.baloise.ch/generalagentur-zuerich

Lea (l.) und Lynn sind Mitgründerinnen des Kollektiv Clash in Freiburg.

Sie bekämpfen Sexismus im Spital

In Freiburg organisieren sich Medizinstudis im Kollektiv Clash gegen sexuelle Belästigung.

Kai Vogt (Text)
Prisca Rahner (Bild)

«Sexuelle Belästigung ist nicht Teil des Praktikums. 45 Prozent waren dennoch Opfer davon.» Solche Plakataufschriften machen auf das Problem der sexuellen Belästigung im Gesundheitswesen aufmerksam. Und zwar nicht in Zürich, sondern in Freiburg: Dort hat die Universität diesen Herbst zusammen mit dem Freiburger Kantonsspital und dem Freiburger Netzwerk für psychische Gesundheit eine Kampagne zum Thema Sexismus lanciert. Im Rahmen davon und auf Initiative der Uni hat sich ein Studi-Verein gebildet, der sich Clash Fribourg nennt: Eine Gruppe von Medizinstudierenden, die Prävention gegen sexuelle Belästigung im Kontext des Medizinstudiums betreibt.

Das Vorbild von Clash kommt aus Lausanne

Clash steht für «Collectif de lutte contre les attitudes sexistes en milieu hospitalier». Eine smarte Abkürzung, die aber nicht in Freiburg entstanden ist: «Unser Vorbild ist Clash Lausanne», sagt Lea Waldburger, Mitgründerin von Clash Fribourg. «Dort haben Medizinstudierende 2018 eine Umfrage lanciert, bei der es um sexuelle Belästigung und Sexismus während den Praktika ging. Und die Ergebnisse waren ziemlich mies», so Lea.

Beispielsweise sei am Universitätsspital in Lausanne einer Studentin gesagt worden: «Es braucht zwei Frauen für die Arbeit eines Mannes.» Daraufhin gründeten einige Medizinstudent*innen in Lausanne das erste Clash-Kollektiv der Schweiz.

Eine Anlaufstelle für Betroffene

Die Thematik ist seit diesem Jahr auch an der Universität Freiburg präsent: Eine von der Uni durchgeführte Umfrage unter Medizinstudierenden zeigt, dass 92 Prozent der Befragten bereits von Sexismus oder sexueller Belästigung in Spitälern gehört haben; 54 Prozent fürchten sich davor, in Praktika davon betroffen zu sein. Hier möchte Clash Fribourg durch Sensibilisierungsarbeit und Solidarisierung Abhilfe schaffen. Dies soll durch Projekte wie Filmabende und ein Theaterforum gelingen. «Wir machen zum Beispiel Rollenspiele, bei denen wir uns in kritische Situationen in Spitälern versetzen. Dadurch finden wir heraus, wie man am besten auf diese reagieren kann», sagt Lea.

Die zweite Haupttätigkeit des Vereins ist die sogenannte Antenne, eine Anlaufstelle für Betroffene. «Dazu gehören eine telefonische Betreuung und ein Formular auf unserer Website, das man ausfüllen kann, wenn man Sexismus oder grundsätzlich Diskriminierung erfahren hat.» Die Ergebnisse des Formulars würden halbjährlich ausgewertet und an das Freiburger Kantonsspital weitergereicht.

«Vielleicht gibt es Clash plötzlich bei uns?»

Auf der anderen Seite des Röstigrabens tut sich in dieser Hinsicht momentan nicht viel. In Zürich findet sich noch kein Clash-Ableger – fehlt also einfach die Initiative der hiesigen Universität? «Ich glaube nicht, dass Sexismus im Studienalltag eine allzu grosse Rolle spielt», sagt Lara Bader, Co-Präsidentin des Fachvereins Medizin an der Uni Zürich. In ihrer einjährigen Amtszeit sei das Thema von den Studierenden nie explizit angesprochen worden.

Auffallend sei jedoch der tiefe Anteil an weiblichen Dozierenden und Frauen in den Führungspositionen, so Lara. Dafür gibt es an der Universität Zürich die Arbeitsgruppe für Chancengleichheit und Nachwuchsförderung am medizinischen Dekanat. Eine Anlaufstelle für Betroffene besteht aber noch nicht. «Wahrscheinlich hat sich nur noch niemand gefunden, der da die Initiative ergreifen würde», vermutet Lara. «Wer weiss, vielleicht gibt es den Verein ja bald auch bei uns?» ◊

Wie sich die Uni mit den Studis angelegt hat

Die neue Disziplinarverordnung würde für härtere Strafen sorgen. Doch die Universität hat nicht mit ihren eigenen Studis gerechnet. Eine Chronik.

Jonathan Progin (Text und Bild)

Pio Steiner ist Co-Präsident des VSUZH und hat Beschwerde beim Verwaltungsgericht Zürich eingereicht.

Eigentlich hätte die Universität Zürich zu Beginn des Herbstsemesters gerne gewusst, wie sie in Zukunft ihre fehlbaren Studierenden bestrafen kann. Denn die revidierte Disziplinarverordnung war nach jahrelanger Ausarbeitung bereit für das Inkrafttreten per 1. September 2020. Mit dieser Verordnung regelt die Uni den Umgang mit Plagiaten, Störungen des universitären Betriebs oder von Veranstaltungen sowie andere Verstösse gegen die Vorschriften der Universität.

Das klingt vorerst harmlos. Doch die von der Unileitung erarbeitete und vom Universitätsrat abgesegnete Revision geht sehr weit: Studierenden könnte eine Busse bis zu 4'000 Franken oder gemeinnützige Arbeit bis zu 40 Stunden drohen. Das hätte die Uni Zürich zur strengsten Schweizer Hochschule gemacht. Aktuell kennen nur die Uni St. Gallen mit 3'000 Franken und die Uni Freiburg mit 500 Franken Geldstrafen. Nicht zuletzt wegen diesen Verschärfungen stiess die Verordnung auf heftigen Widerstand aus Studi-Kreisen. Damit hatte die Uni nicht gerechnet. Im Moment ist die revidierte

Disziplinarverordnung nicht in Kraft. Noch können weder Geld- noch Arbeitsstrafen verhängt werden. Was ist passiert?

Kritik der Studierenden blieb auf der Strecke

Im November 2019 informierte Luisa Lichtenberger den VSUZH-Rat an einer Sitzung über die anstehende Revision. Sie hat als einzige Studierende Einsitz in den Universitätsrat, das höchste Gremium der Uni Zürich, wenn auch ohne Stimmrecht. An der VSUZH-Ratssitzung stellte sie die wichtigsten Änderungen, darunter die Geldstrafen, vor und führte anschliessend eine Umfrage durch. Diese zeigte gemäss Protokoll, dass der VSUZH «klar negativ» zu den Geldstrafen eingestellt ist. Luisa hielt darauf eine Rede vor dem Unirat, in der sie die Kritikpunkte vortrug – im Wissen, die Studis im Rücken zu haben.

Doch insgesamt blieb die Kritik der Studis weitestgehend auf der Strecke. Und das nicht zum ersten Mal: «Schon vor zwei Jahren hat der VSUZH eine Stellungnahme mit Änderungsvorschlägen zur Verordnung verfasst. Die wurde dann aber kommentarlos abgelehnt.» Luisa musste im gesamten Prozess mehrmals und laut auf ein bilaterales Gespräch mit Uniratsmitgliedern pochen. Erst Anfang 2020, als schliesslich Druck von aussen kam, unter anderem von der ZS, befasste sich der Unirat ernsthaft mit der Revision.

Uni will Strafen differenzieren

Tatsächlich schrieb diese Zeitung im Februar dieses Jahres das erste Mal über die neue Disziplinarverordnung. Der Artikel schlug an der Uni hohe Wellen und wurde auch vom «Tages-Anzeiger» und «20 Minuten» aufgenommen. Doch mit dem Wirbel ging es erst im Mai so richtig los, als das feministische Hochschulkollektiv auf Social Media auf die anstehenden Verschärfungen aufmerksam machte. Zudem forderten der Klimastreik und die kritische Politik (kriPo) in einem offenen Brief, den Entscheid zu überdenken. Trotzdem preschte der Unirat am 25. Mai vor und beschloss an einer Sitzung das Inkrafttreten der Verordnung per 1. September, pünktlich zum Start des Herbstsemesters.

Der Unirat begründete die Revision damit, dass die aktuell gültige Verordnung aus dem Jahr 1976 nicht mit dem Bologna-System kompatibel sei. Ausserdem seien die zusätzlichen Sanktionen – also die Geldstrafen und die gemeinnützige Arbeit – eine «sinnvolle Ergänzung zum schriftlichen Verweis oder dem Ausschluss vom Studium». Damit sollten die Strafen differenziert werden, was im Einzelfall ein «angemessenes Vorgehen» ermöglichen sollte. Ganz uneinsichtig wollte sich der Unirat aber nicht zeigen: Die höchstmögliche Geldstrafe wurde von den ursprünglich vorgesehenen 5'000 Franken auf 4'000 Franken herabgesetzt – als Zeichen dafür, dass man die Kritik der Studierenden gehört habe. Ansonsten blieben die geplanten Anpassungen der Disziplinarmassnahmen unangetastet.

Zwei Beschwerden werden eingereicht

Für die Studierenden glich dies einer Farce. Spätestens an diesem Punkt wurde ihnen klar, dass sie sich über den Rechtsweg wehren müssten. Am 13. Juli hat der VSUZH die Beschwerde gegen die Disziplinarverordnung beim Verwaltungsgericht Zürich eingereicht. Neben dem offiziellen Studierendenverband ist auch Pio Steiner, Co-Präsident des VSUZH, als Beschwerdeführer aufgeführt.

> «Die Studierenden hatten im Prozess zu wenig zu sagen.»
>
> Pio Steiner, Co-Präsident VSUZH

«Ich habe als Student die gleiche Beschwerde eingereicht wie der Verband, weil nicht abschliessend geklärt ist, ob der VSUZH überhaupt beschwerdeberechtigt ist», sagt Pio. Damit ist das Inkrafttreten der revidierten Verordnung fürs Erste automatisch aufgeschoben.

Auch das Vorgehen steht in der Kritik

Wegen des noch laufenden Verfahrens hat die ZS keine Einsicht in die Beschwerdeschrift. Dennoch ist bekannt, was die Studierenden stört: «Wir haben eine Beschwerde eingereicht, weil wir uns gegen die Einführung von Geldstrafen an der Uni Zürich wehren wollen», bringt es Pio auf den Punkt. Nicht nur die geplanten Bussen, auch das Vorgehen selbst kritisiert er: «Die Studierenden hatten im ganzen Prozess zu wenig zu sagen.» Pio befürchtet darum, dass die neuen Strafen auch für kleinere Verstösse gegen die Hausordnung zur Anwendung kommen könnten. «Schlimmstenfalls könnten selbst Organisator*innen von Demos an der Uni zur Kasse gebeten werden.»

Generell seien die neuen Strafmassnahmen so schwerwiegend, dass sie direkt im Universitätsgesetz stehen müssten, so Pio. «Die kleinen Geldstrafen in St. Gallen und Freiburg sind in den entsprechenden Unigesetzen selbst festgesetzt. Aber an der Uni Zürich wären sie höher und trotzdem nur auf Verordnungsebene vorgesehen.» Dazu komme, dass Teile der Verordnung gar nicht umsetzbar wären, meint Luisa, die im Master Rechtswissenschaft studiert. Denn in der Revision ist vorgesehen, dass die Höhe der Bussen den finanziellen Verhältnissen der Studierenden angepasst werden sollte. «Dafür müsste die Uni zuerst einmal wissen, wer wie viel verdient», sagt Luisa. «Die Uni kann nicht einfach beim Steueramt anrufen und die letzte Steuererklärung des betroffenen Studierenden verlangen.»

Seit Juli herrscht Funkstille

Bemerkenswert ist derweil das Schweigen des Unirats seit der Eingabe der Beschwerde im Juli. Es liegt keine Mitteilung vor, die die Beschwerde zur Kenntnis nimmt oder anzeigt, dass die alte Verordnung nach wie vor gilt. Interessant ist aber, dass man versucht hatte, die neue Verordnung trotz Beschwerde durchzubringen: «Dem Ersuchen der Universität, der Beschwerde diese aufschiebende Wirkung zu entziehen, hat das Verwaltungsgericht nicht stattgegeben», sagt Urs Bühler, stellvertretender Aktuar des Unirats.

Auch beim Verwaltungsgericht wird auf das laufende Verfahren verwiesen. Man will sich weder zum Fall noch zum Zeitpunkt der Urteilsverkündung äussern. Und bei der Uni selbst heisst es auf die Frage, warum die Studierenden nicht über die Beschwerde informiert wurden: «Die Universität Zürich wird dann kommunizieren, wenn die neue Disziplinarverordnung definitiv in Kraft tritt», schreibt Sprecherin Melanie Nyfeler.

Somit heisst es für alle Beteiligten: Warten auf das Gericht. Was ist aber, wenn der VSUZH verliert und mit der Beschwerde abblitzt? «Dann schauen wir weiter», sagt Pio, «vielleicht ziehen wir das Urteil an die nächste Instanz weiter.» Das wäre in diesem Fall das Bundesgericht. ◊

Frau Sasse, sind Fake News ein neues Phänomen und wie lässt sich dieses verstehen?

Fake News sind so alt wie die Menschheit selbst, sie wurden nur immer wieder anders bezeichnet, etwa als Gerücht oder als Lüge. Ebenso alt ist die Bereitschaft der Menschen, an völlig unwahrscheinliche und abstruse Behauptungen und Fiktionen zu glauben. Religionen und Ideologien sind in diesem Sinne Teil einer Kultur, die lehrt, sich etwas vorzumachen und die Realität dem Glauben oder der Überzeugung anzupassen. Recherchen in Geheimdienstarchiven in Osteuropa und die aktuelle Politik zeigen uns, wie sich Strategien der Desinformation – also der «organisierten Lüge», wie Hannah Arendt schon 1968 das Vortäuschen von Wahrheit nannte – vom Kalten Krieg bis heute verändert haben. Wesentliche Unterschiede liegen vor allem in den digitalen Verbreitungs- und Manipulationsmöglichkeiten.

Aber das allein ist nicht entscheidend. Fake News sind nicht erfolgreich, weil sie technisch perfekt ausgeführt sind. Und auch ein Algorithmus kann den Erfolg von Desinformation nicht allein erzeugen. Es sind nach wie vor rhetorisch, visuell und performativ geschickt präsentierte Inhalte, die die Wahrnehmung von Wirklichkeit verändern. Dabei geht es auch nicht nur um die eine perfekte Lüge, sondern – aktuell – um eine Art Metanarrativ: Um den Versuch, die Wahrnehmung von Realität und das Vertrauen in mediale und politische Instanzen so grundlegend zu erschüttern, dass auch Fakten nur noch als Meinungen gelesen werden sollen.

Sylvia Sasse ist Professorin für Slavische Literaturwissenschaft an der Universität Zürich.

Impressum

Zürcher Studierendenzeitung
98. Jahrgang
Ausgabe 6/20
www.zs-online.ch

Verlag
Medienverein ZS, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
Spendenkonto: CH32 0070 0110 0030 6727 2

Der Medienverein ZS ist von der Uni und von der ETH finanziell unabhängig. Er ist eine durch den VSUZH und den VSETH anerkannte studentische Organisation.

Inserate
Timothy Walder
2047 Agency
Bahnhofstrasse 47
5600 Lenzburg
www.2047.agency

076 441 08 00
timothy.walder@medienverein.ch

Redaktionsschluss 1/21: 12.02.2020

Druck
Merkur Druck AG
Gaswerkstrasse 56, 4901 Langenthal

Auflage
26'104 (WEMF 2019), 30'000 (Druckauflage)
Die ZS erscheint 6-mal jährlich und wird an alle Student*innen der Universität Zürich sowie Abonnent*innen an der ETH Zürich verschickt. Nachdruck von Texten und Bildern ist nur nach Absprache mit der Redaktion möglich.

Redaktionsadresse
Medienverein ZS, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
redaktion@medienverein.ch

Redaktion
Stephanie Caminada, Dominik Fischer [fis], Sumanie Gächter, Lukas Heinser [hel], Carlo Mariani [mac], Jonathan Progin [pro], Nuria Tinnermann [nur]

Mitarbeit
Camilla Bellman [cab], Lisa Horrer, Jessica Lang, Leander Lelouvier, Marco Neuhaus [man], Sarah Reiff, Kai Vogt

Bilder und Illustrationen
Chazar Akmali Khajouie, Frederik Bauer, Sarah Baur, Stephanie Caminada, Sumanie Gächter, Jonathan Progin, Prisca Rahner

Aufschlag
Sumanie Gächter

Lektorat
Adrienne Walder
korrektorin@medienverein.ch

Produktionssong #6/20
Little Walter – Blue And Lonesome

Nachgefragt – An dieser Stelle beantworten Profs brennende Fragen.

FSC LOGO Platzhalter

Progin

Die Uni ist mehr

Zum Letzten — Nach drei Jahren in der Redaktion weiss ich: Das Faszinierendste an der Uni sind die Menschen. Weder die Bücher, die ich für Arbeiten gewälzt, noch die Folien, die ich für Prüfungen gebüffelt habe, haben mir so viel beigebracht wie die Menschen, die ich bei der ZS kennenlernen durfte. Egal, wie viele Artikel sie geschrieben haben; sie haben aus der anonymen Masse der Studierenden Menschen gemacht. Und das reicht, um mich mit diesem Rat zu verabschieden: Engagiert euch!

ZS, Rämistrasse 62, 8001 Zürich

Caminada

Eingepackt

Kunst — Klarsichtfolie und Packpapier zu bändigen habe ich noch nie vermocht. Sie hingegen glänzten im Verpacken: Das Künstlerpaar Christo und Jeanne-Claude wickelte den Pont Neuf in Paris in Goldgelb und elf Inseln in Miami in Pink ein. Ein Tal in Colorado wurde mit einem Vorhang bespannt, der Reichstag in Berlin kurzerhand in silbernen Kunststoff gehüllt. Ihre Werke währten nie lange, denn Dauer sei Besitz. Sie bezwangen die Verpackungen, liessen der Kunst aber ihren Freiheitsanspruch.

christojeanneclaude.net

Tinnermann

Hallo Velo

Demo — Zweiräder haben seit Beginn der Pandemie europaweit einen Aufschwung erhalten. In zahlreichen Städten spriessen Pop-up-Velowege aus dem Boden und ersetzen Autospuren oder gar Parkplätze. So wandelt sich das Velofahren in der Stadt von einer Aktivität für Unerschrockene zu einem gratis Fortbewegungsmittel für die breite Masse. Die Stadt Zürich hat ähnliche Massnahmen bis anhin verschlafen. Solange sich das nicht ändert, findet alle zwei Wochen eine Velodemo statt.

Nächste Velodemo am 11. Dezember 2020

Gächter

Cocina mexicana

Shop — Weltreisen sind zurzeit keine Option, also holen wir uns zumindest das kulinarische Erlebnis in die eigene Küche. Starten könnte man zum Beispiel mit Rezepten aus Mittelamerika. Wer richtig mexikanisch kochen will, deckt sich im El Maiz ein. Hier findet man Tortillas aus fermentiertem Maismehl, Mezquals und scharfe Saucen bis zum Abwinken – et voilà, so hat man schnell ein mexikanisches Gericht gezaubert, wie man es auch in den Strassen von Mexico City findet.

El Maiz, Josefstrasse 23, 8005 Zürich

Fischer

Drehscheiben

Vinyl — Während der Pandemie lohnt es sich umso mehr, die kriselnden Plattenläden zu unterstützen. Seit meiner Schulzeit in Baden begleitet mich der «Zero Zero», so manche Vinyl-Juwelen habe ich dort gefunden. Die zwei weiteren Filialen befinden sich in Zürich. Der Zero Zero glänzt mit den passioniertesten Besitzer*innen, dem grössten Angebot in der Schweiz, den genialen Playlists in ihren Läden und ihren legendären Vinyl-Parties im Badener «Royal».

Zero Zero, Bäckerstrasse 54, 8004 Zürich

Heinser

Zurück zum Mainstream

Chartspass — Viele Studierende suchen nach spezieller Musik: vergessenen Schätzen aus den 60ern, interessanten Newcomer*innen und Experimentellem. Dabei vergisst man manchmal, wie toll ein gut gemachter Chart-Song sein kann und wie viele es immer noch gibt. Mit auf der aktuellen Billboard Hot 100: Soulige neue Tracks von Ariana Grande, die Achtziger-Hommage Blinding Lights von The Weekend und der Party-Hit «Mood» von 24kGoldn und Co.

Billboard.com, Playlist per Streamingdienst

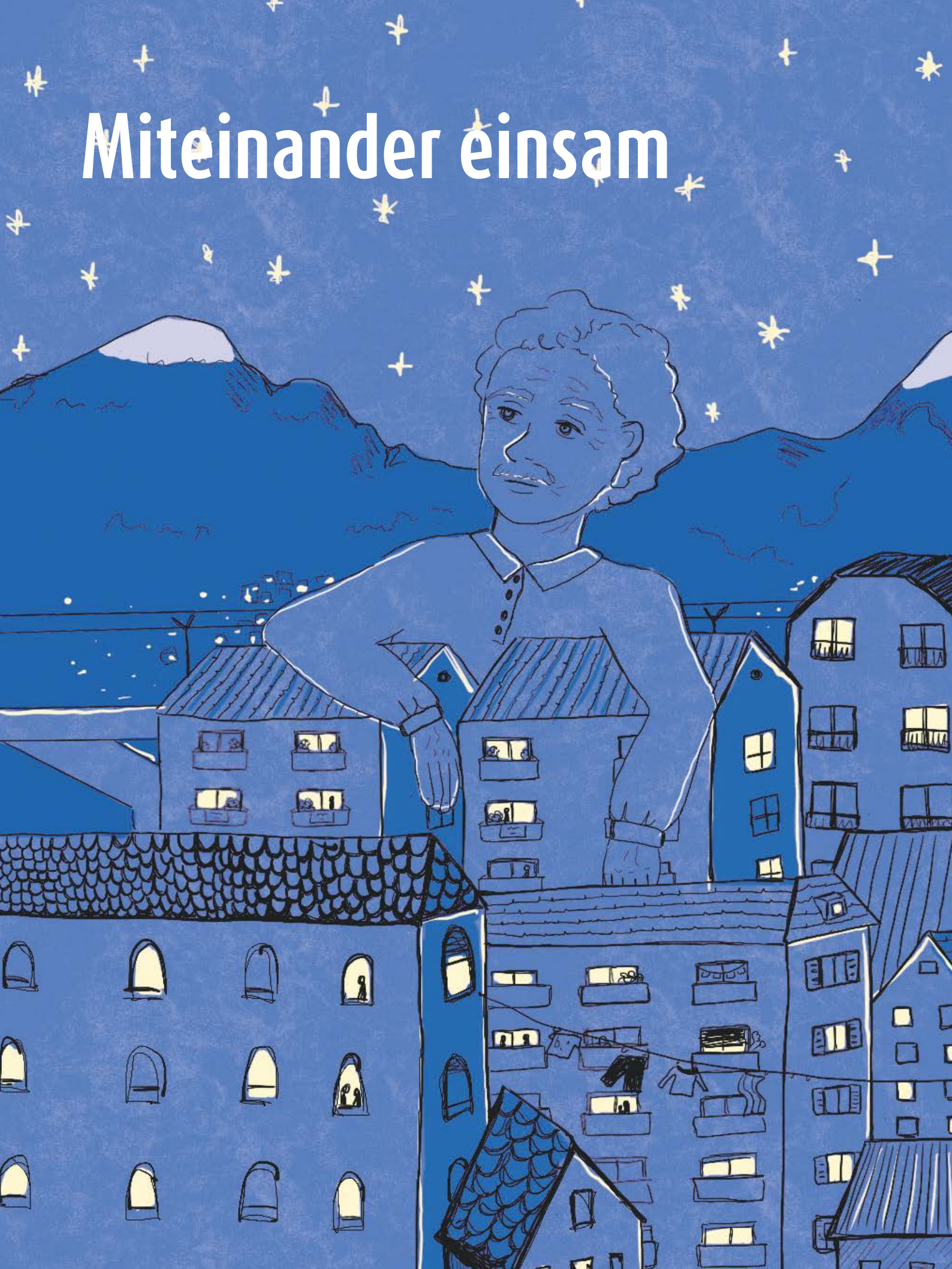
Mariani

Stadtbürgerschaft

Ausweis — Kürzlich hat der Zürcher Stadtrat beschlossen, die «Züri City Card» einzuführen. Sie soll es den geschätzten 10'000 Sans-Papiers, die in Zürich leben, unter anderem ermöglichen, sich ärztlich behandeln zu lassen, ohne eine Ausschaffung zu riskieren. Als Ausweis für die «Urban Citizenship» sollen ab 2024 die ersten «Züri City Cards» verteilt werden. Bis dahin können Ungeduldige eine Supportkarte bestellen. Damit gibt's beipielsweise im Sphères alle Warmgetränke für drei Franken.

zuericitycard.ch, 20 Franken

Miteinander einsam



PEACE

Bild: zVg

«Wir sind nicht einsamer als früher»

Marcus Mund forscht zur Persönlichkeitspsychologie. «Jeder Mensch kennt Einsamkeit», sagt er. Doch als chronischer Zustand werde sie zum Problem.

Lukas Heinser (Interview)

Was ist Einsamkeit?
Einsamkeit wird definiert als ein subjektiv empfundenes Defizit in den eigenen sozialen Beziehungen. Dieses Defizit kann sich auf die Anzahl von engen Bezugspersonen beziehen, aber vor allem auch auf die Qualität der Beziehung. Wer einsam ist, empfindet diese als nicht eng oder intim genug. Davon klar abzugrenzen ist soziale Isolation. Es kommt häufig vor, dass eine Person sehr viele Freunde und Bekannte hat und sich trotzdem getrennt fühlt von den anderen. Umgekehrt kann es sein, dass sich eine Person mit ganz wenigen Freunden überhaupt nicht einsam fühlt.

Gibt es gar keine Korrelation zwischen Einsamkeit und Isolation?
Es gibt schon schwache Korrelationen, etwa zwischen der Netzwerkgrösse einer Person und Einsamkeit. Das sind aber eben ganz schwache Zusammenhänge, die nicht darauf hindeuten, dass soziale Isolation und Einsamkeit genau das Gleiche sind. Man findet auch im Hinblick auf gesundheitsbezogene Konsequenzen ein paar Unterschiede. In vielen Studien wird soziale Isolation ausserdem über Netzwerkgrösse oder Kontakthäufigkeit operationalisiert und mit Einsamkeit kombiniert. Wenn man dann Voraussagen macht, zum Beispiel zu Entzündungsmarkern im Blut, findet man, dass Einsamkeit auch über soziale Isolation hinaus noch etwas vorhersagen kann. Man kann die beiden Dinge also sowohl konzeptuell als auch empirisch voneinander abgrenzen.

Gehört Einsamkeit nicht einfach zum Leben dazu? Beziehungsweise: Ab wann ist sie krankhaft?
Jeder Mensch kennt Einsamkeit. Oft ist sie nur vorübergehend, etwa wenn man sich etwa von einem oder einer Freund*in getrennt hat oder frisch umgezogen ist und sich in der neuen Stadt noch überhaupt nicht auskennt. Das ist meistens nicht weiter problematisch. Dann gibt es aber Menschen, die sich chronisch einsam fühlen, relativ unabhängig von den Lebensumständen. Einsamkeit an sich ist aber keine Störung, es gibt keine Diagnose und keine etablierte Therapie dafür.

Lässt sich Einsamkeit im Körper nachweisen?
Auf jeden Fall, allerdings eher auf unspezifische Weise. Man kann sich nicht einfach Biomarker angucken und sagen: Diese Person ist einsam. Man weiss aber, dass Einsamkeit einher geht mit einer chronisch erhöhten Aktivität der Stressachse im Körper. Einsam sein ist also stressig. Man findet ausserdem, dass bestimmte Empfindungsmarker im Blut erhöht sind und einsame Personen besonders sensibel auf Bilder von sozialen Situationen reagieren, die zum Beispiel Ausgrenzung, Bedrohung oder Ablehnung signalisieren.

Es gibt Studien, die zeigen, dass sich viele Leute einsam fühlen, erstaunlicherweise vor allem junge Leute. Woran liegt das?
Das ist eine schwierige Frage. Oft ist im jungen Erwachsenenalter noch sehr viel in Bewegung und man muss sich immer wieder in neue Kontexte und neue Rollen einfinden. Es gibt eine Studie aus unserer Abteilung, die zeigt, dass mit zunehmender räumlicher Distanz auch die emotionale Nähe zu Bekannten, Freund*innen und Netzwerkpartner*innen allgemein abnimmt. Das könnte sich letztendlich in Einsamkeit niederschlagen. Auch sind Beziehungen im jungen Erwachsenenalter eher flüchtig.

Im Moment wird ja viel über das Problem «Social Media» gesprochen – junge Leute würden deswegen vereinsamen. Stimmt das?
Es wird gerade viel darüber geforscht, aber wir haben noch nicht genug Daten. Es gibt die Theorie, dass der Effekt in beide Richtungen geht. Eine Studie aus den Niederlanden, die noch in Entstehung ist, zeigt, dass Personen, die im Lockdown vermehrt Social Media genutzt haben, weniger einsam waren. Umgekehrt nutzten aber einsamere Menschen tatsächlich seltener soziale Medien. Ich glaube, da kommt noch viel Forschung auf uns zu.

Was kann Einsamkeit langfristig für Folgen haben – psychisch und körperlich?
Psychisch ist Einsamkeit vor allem ein grosser Risikofaktor für Depressionen. Ausserdem haben einsame Menschen tendenziell eine geringere Lebens- und Beziehungszufriedenheit. Zu physischen Konsequenzen ist auch viel gezeigt worden: zum Beispiel die erhöhte Stressaktivität im Körper und alles, was mit Stressfolgen zu tun hat. Herz-Kreislauf-Erkrankungen, verminderte Schlafqualität und stärkerer kognitiver Abbau im Alter, bis hin zu einem erhöhten Demenzrisiko. Zuletzt hat eine grosse Metaanalyse gezeigt, dass Einsamkeit mit einer früheren Sterblichkeit verbunden ist. Man sagt, chronische Einsamkeit sei so gefährlich, wie 50 Zigaretten am Tag zu rauchen.

Der deutsche Psychiater Manfred Spitzer sieht Einsamkeit als eine Epidemie. Denken Sie auch, dass Einsamkeit in den letzten Jahren und Jahrzehnten zugenommen hat?
Nach allem, was wir wissen, sind die Menschen heute nicht einsamer als die vor zehn bis 30 Jahren. Bei Kindern scheint Einsamkeit stabil zu sein. Bezüglich des jungen Erwachsenenalters habe ich mit Berufskolleg*innen eine Metaanalyse durchgeführt und gefunden, dass Einsamkeit bei Menschen zwischen 18 und 30 in den letzten 43 Jahren in den USA zwar angestiegen ist, in Europa und Asien zum Beispiel aber nicht. Für das höhere Erwachsenenalter bleibt Einsamkeit auch stabil oder nimmt sogar ab. Eine grosse Ausnahme ist China, da gibt es mehrere Altersgruppen, in denen Einsamkeit drastisch zugenommen hat.

Haben Anfragen bei psychologischen Diensten aufgrund der Corona-Krise zugenommen?
Man hört ganz Verschiedenes, was das angeht. Aus deutschen Studien wissen wir, dass Einsamkeit im Durschnitt nicht zugenommen hat. Es gab zwar einen leichten Anstieg in den ersten zwei Wochen des Lockdowns, dann aber wieder einen Rückgang zum Ausgangsniveau. Allerdings waren bestimmte demografische Gruppen von der Einsamkeit besonders betroffen, vor allem alleinerziehende Mütter und jüngere Menschen. In den USA ist laut einer Studie das Gefühl von sozialer Unterstützung gestiegen.

Wie kann man mit Einsamkeit umgehen? Gibt es spezielle Therapieformen oder Dinge, die man selber machen kann, um sich aus der Einsamkeit zu befreien?
Bei gewöhnlicher, vorübergehender Einsamkeit sollte man andere Leute kontaktieren, wenn möglich Menschen, die man schon kennt, um eine tiefe Beziehung wiederaufzubauen. Bei chronischer Einsamkeit ist es natürlich ein bisschen schwieriger, da sie oft im Zusammenhang mit Schüchternheit, geringer Geselligkeit und einer höheren Ängstlichkeit steht. Für solche Menschen ist es weniger leicht, in Kontakt zu kommen. Das heisst im Umkehrschluss aber nicht unbedingt, dass es etwas bringt, mehr Begegnungsstätten zu schaffen. Psychotherapie hilft bei Einsamkeit am besten. Man kann jedoch nicht wegen Einsamkeit in die Psychotherapie gehen, weil es eben keine Diagnose ist. Wenn jemand wirklich extrem einsam ist, ist sein Zustand meistens sowieso sehr nah an einer Depression und man würde dann eher diese behandeln. Ansonsten können Hilfetelefone ein erster Schritt sein.

Muss man das Thema auch politisch gesellschaftlich angehen? Wenn ja, wie?
Ich bin mir nie ganz sicher, was eine politische Institution auf hoher Ebene tatsächlich bewirken kann, weil Einsamkeit eben in den Köpfen der Menschen stattfindet. Die Politik könnte aber Initiativen regional und landesweit dauerhaft finanzieren, sodass sie nicht ständig um das Überleben kämpfen müssen. Ausserdem könnte man – wie es das «Ministry of Loneliness» im Vereinigten Königreich macht – Kampagnen starten, um das Phänomen zu entstigmatisieren. ◊

Zur Person
Marcus Mund forscht am Lehrstuhl für Persönlichkeitspsychologie und Psychologische Diagnostik der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Sein Interesse gilt der Einsamkeit und der Persönlichkeitsentwicklung.

Tipps für und gegen das Alleinsein

Lernphase, Winter, Pandemie: Das kann schnell auf die Stimmung schlagen. Manchmal hilft Gesellschaft, manchmal auch der Rückzug.

Sumanie Gächter und Nuria Tinnermann (Text), Sumanie Gächter (Illustration)

Binenand

Manchmal reicht es aus, mit jemandem reden zu können. Mit den Freund*innen hat man die eigenen Pro-bleme bereits tausende Male durchgesprochen. «Binenand» stellt kostenlos eine anonyme Verbindung zu einem zufälligen Gegenüber her.

Festival der Liebe

Neue Menschen kennenzulernen ist gerade nicht einfach. Die meiste Zeit verbringt man alleine vor dem Laptop oder mit engen Freund*innen. Die Helferei bietet mit ihrem regelmässigen «Festival der Liebe» die Möglichkeit, neue Menschen in einem ungezwungen Rahmen kennenzulernen. Alles mit «Anstand und Abstand» natürlich.

Dureschnufe

«Dureschnufe.ch» ist eine Plattform mit Tipps und Tricks für den Alltag mit dem Coronavirus. Neue Sorgen und Ängste begleiten uns, deswegen ist es umso wichtiger, einen guten Ratgeber zur Hand zu haben.

Jakobsweg

Pilgern ist bekanntlich eine einsame Tätigkeit. Eine Wanderung dem Jakobsweg entlang gilt nicht mehr nur als Möglichkeit, den Glauben zu vertiefen, sondern auch als Sinnsuche und bewusster Rückzug aus der Gesellschaft. In der Schweiz beginnt der Jakobsweg in Rorschach und führt bis Genf. Bewusstes Alleinsein kann auch schön sein.

Stadtbad Zürich

Der Begriff «Self-Care» erlebt gerade Hochkonjunktur und wird als Allheilmittel gegen jegliches Unwohlsein angepriesen. Gerade jetzt hat er aber durchaus eine Daseinsberechtigung. So kann ein Nachmittag im Spa wundersame Effekte auf gestresste Gemüter ausüben. Für Studierende kostet der Gspass zwischen 11 und 16 Uhr nur 20 Franken.

«Ich muss mich jeden Tag zwingen»

Pandemie und Fernstudium schaffen und verschärfen psychische Probleme. Studis erzählen von ihren Einsamkeitsgefühlen.

Lukas Heinser, Dominik Fischer, Sumanie Gächter (Interviews), Sumanie Gächter (Illustrationen)

Anonyme*r Psychologie-Student*in, Universität Zürich

«Die Coronazeit geht nicht spurlos an meiner Psyche vorbei. Diesen September habe ich mein Studium angefangen, und für mich ist es sehr schwer, ohne den physischen Austausch mit den Dozent*innen und Mitstudierenden klarzukommen. Ich habe in den Laptop gestarrt, bis ich das Gefühl hatte, dass das ganze Leben auf dem Laptop stattfindet. Ich muss mich jeden Tag zum Studium zwingen und habe ständig Lernstoff aufzuholen. Langsam überlege ich mir, das Studium abzubrechen, da ich jedes Mal einen Nervenzusammenbruch erlebe, wenn ich den Laptop aufklappen muss.»

Anonyme*r Organisations- und Kommunikations-Student*in, ZHAW

«Für mich hat Einsamkeit nicht viel mit Alleinsein zu tun. Es ist eher das Gefühl, wenn ich mit Leuten etwas unternehme und es mir weniger Spass macht als den anderen. Kürzlich war ich an Halloween mit Freunden unterwegs und habe mich plötzlich sehr einsam gefühlt. Es ist dann manchmal schwierig, weil ich mich nicht traue, es den anderen zu sagen. Ich denke aber, unsere Generation fühlt sich allgemein einsamer als die vorangehenden. Wir sind sehr stark damit beschäftigt, an uns selber zu arbeiten, und sind weniger gemeinschaftlich. Was mir hilft, sind Psychotherapie, mit Freunden darüber zu sprechen, und Nein zu sagen, wenn ich nicht in Stimmung bin, etwas zu unternehmen.»

Anonyme*r Tourismus-Student*in, Fachhochschule Graubünden

«Im September dieses Jahres habe ich mein Auslandsemester in Rotterdam gestartet, trotz des Wissens, dass Corona mir jederzeit einen Strich durch die Rechnung machen könnte. Bei der Anreise war die Coronalage stabil. Doch meine anfängliche Freude zerbrach schnell, als am 28. September die neuen Coronamassnahmen bekannt gegeben wurden. Spontane Ausflüge unternehmen oder Leute kennenlernen, war nicht mehr möglich. Ich befand mich in einer Stadt, in der ich fast niemanden kannte, und steckte in völliger Ungewissheit. Das nagte an meiner mentalen Verfassung. Für mich gab es nur einen Weg raus aus den negativen Gedanken: Nach Hause zu fliegen und das Semester von dort aus zu beenden.»

Mehr Begegnungszonen in unseren Städten könnten helfen, Einsamkeit einzudämmen.

Wie gehen wir mit Einsamkeit um?

Sie ist so alt wie die Gesellschaft selbst. Die Auseinandersetzung mit dem Gefühl Einsamkeit könnte neue Perspektiven vertragen.

Dominik Fischer und Nuria Tinnermann (Text)
Stephanie Caminada (Bild)

Der berühmte Soziologe Georg Simmel wies bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts auf die gesellschaftlichen Veränderungen hin, die Verstädterung und Individualisierung mit sich bringen. Im engen Raum der Städte erlernen wir Vermeidungsstrategien, statt aufeinander zuzugehen: Auf der Strasse, im Zug, im Lift und in der Bibliothek geht es in erster Linie darum, sich unbemerkbar zu machen. 2005 widmete die Caritas ihr Jahrbuch zur sozialen Lage der Schweiz dem Themenschwerpunkt der Einsamkeit.

Auch die Trennung von Arbeits- und Wohnort, die Entstehung der Kleinfamilie, die Separation der Generationen sowie die hohe soziale und geografische Mobilität haben Einsamkeit begünstigt, heisst es im Caritas-Jahrbuch. Zudem stieg über die letzten Jahrzehnte die Anzahl Einzelhaushalte an, ebenso wie die Scheidungsziffer, es gibt verhältnismässig immer mehr alte Menschen, und von diesen altern immer mehr alleine, wird ergänzt. Gleichzeitig zeigen Studien, dass auch viele junge Menschen von Einsamkeit betroffen sind und im Durchschnitt immer weniger enge Bezugspersonen haben.

Fluch und Segen zugleich

Niemand kann «die Einsamkeit bleiben lassen», schreibt der deutsche Philosoph Odo Marquard. Die Tatsache, dass wir alle sterben müssen, macht sie zu einem fundamentalen Bestandteil unseres Lebens.

Deshalb lohnt es sich, «Einsamkeitsfähigkeit» zu lernen. Das Alleinsein kann dabei durchaus selbst gewählt sein und Vorteile haben, es erlaubt nämlich Kreativität und Reflektion. So verbrachte etwa Jean- Jacques Rousseau die glücklichsten Momente seines Daseins auf der St. Peterinsel im Bielersee. Er zog sich in die Natur zurück, suchte die Einsamkeit und schrieb später die «Träumereien des einsamen Spaziergängers».

Als Problem tritt die Einsamkeit erst in Erscheinung, wenn sie nicht selbst gewählt ist. So definiert die Soziologie als Ursachen für die Einsamkeit üblicherweise Unterprivilegierung, Diskriminierung, Milieuverlust und Stigmatisierung. Kein Wunder, dass Einsamkeit gerade in der Migrationsforschung ein aktuelles Thema ist. Jean-Jacques Rousseau hatte wohl kaum mit Unterprivilegierung und Milieuverlust zu kämpfen. Auf die derzeitige Corona-Krise mit ihren Lockdowns lassen sich diese Begriffe durchaus auch anwenden: Wir alle sind den einschränkenden Massnahmen unterstellt, mit denen der Verlust gewisser Rechte, Privilegien und Freizeitbeschäftigungen einhergeht, zusammen mit einem Milieuverlust, der sich nur schwer digital kompensieren lässt.

Derzeit sind viele damit konfrontiert, dass von ihrer Alltagsstruktur nur noch die Arbeit übrigbleibt. Beim Krisenmanagement überwiegen wirtschaftliche Interessen. Das ist nicht nur schlecht. Doch für eine Gesellschaft braucht es eben nicht nur Arbeit, sondern auch: Gesellschaft. Einsamkeit entsteht nie aus einem einzelnen Faktor, sondern aus der Kombination verschiedener Faktoren. Der reduzierte Alltag während der Pandemie kann somit das Fass zum Überlaufen bringen und Einsamkeit auslösen. Zudem verstärkt die Pandemie Prekarisierung: Die erschwerten wirtschaftlichen Bedingungen führen zu Armut, und Armut hängt wesentlich mit Einsamkeit zusammen. Darauf weisen diverse Studien hin.

Wege aus der Einsamkeit

Einsamkeitsgefühle sind zwar kein neues Phänomen, doch der mediale Diskurs hat sich seit Beginn der Pandemie stark zugespitzt. So wird Einsamkeit vermehrt auch als «Volkskrankheit» oder gar «soziale Epidemie» bezeichnet. Ob aber Einsamkeit gesamtgesellschaftlich tatsächlich zunimmt, ist noch umstritten. Das Gefühl wird zwar oft als individuelles Leiden oder gar als Krankheit bezeichnet, ist aber auch ein soziales und politisches Phänomen. So argumentieren vermehrt Expert*innen, etwa der Medizinhistoriker und Journalist Jakob Simmank in seinem Buch «Warum wir aus einem Gefühl keine Krankheit machen sollten», dass es sich bei Einsamkeit um eine soziale Frage handelt. Dessen Einstufung als Krankheit erschwere die Erkennung der sozialen Umstände als zugrundeliegende Problematik. Die Lösungsansätze für Betroffene sind zahlreich: Selbsthilfegruppen und Onlineforen sollen Abhilfe schaffen. Zahlreiche Artikel empfehlen Vereine, Social-Media-Entzug, Freiwilligenarbeit oder neue Hobbys. Aber auch Unterstützung von Therapeut*innen, Familienmitgliedern oder Telefonhotlines werden nahegelegt. Wege aus der Einsamkeit scheinen also weitgehend über Eigeninitiative zu führen.

Das Problem wird aber vermehrt auch auf politischer Ebene als solches anerkannt. 2018 wurde in Grossbritannien die erste «Einsamkeitsministerin» einberufen, in Österreich ist derzeit ein «Pakt gegen Einsamkeit» in Planung. Auch im Schweizer Parlament verlangen bereits erste Vorstösse, die «soziale Isolation als gesellschaftliches Phänomen politisch anzugehen». Der Bundesrat empfiehlt jedoch die Ablehnung des Postulats. Dies mit der Begründung, es seien bereits «zahlreiche Massnahmen Teil diverser Aktivitäten des Bundes». So verweist er auf die bestehende aktive Unterstützung von Organisationen wie dem Netzwerk Psychische Gesundheit Schweiz, Pro Senectute oder der Nationalen Plattform gegen Armut. Aber reicht das aus? Müsste Einsamkeit als Resultat gesamtgesellschaftlicher Entwicklungen nicht auch auf systemischer Ebene bekämpft werden?

Ein systemisches Problem

Simmank plädiert für eine systemische Herangehensweise. Ein Paradigmenwechsel, darunter auch die allgemeine Reduktion der Arbeitszeit, sei nötig: Dies erlaube es, Zeit in eine intensivere Pflege von sozialen Netzwerken zu investieren, und ermögliche mehr Freiwilligenarbeit. Aber auch andere konkrete Massnahmen wie die Aufwertung von Care-Arbeit seien eine Möglichkeit. Pflegebedürftige und Pflegende würden damit entlastet, denn diese leiden überproportional oft an Isolation. Ob es um den Umgang mit der Pandemie geht, die Wohnsituation oder unsere Arbeits- und Lebensbedingungen: Für all diese Fragestellungen gibt es Ansätze, welche Gemeinschaft stiften und Einsamkeit verringern. Einer der Vorschläge, der nach der Pandemie wohl zeitnah umsetzbar wäre, ist die Schaffung von Begegnungszonen. Denn dieser Lösungsansatz kann auf lokaler Ebene und von unten aufgezogen werden.

Begegnungszonen entschleunigen das Stadtleben und führen zu mehr Vernetzung. Konkreter setzt die Dienstabteilung Verkehr der Stadt Zürich bereits erste Formen von Begegnungszonen um. Es handelt sich dabei vor allem um Quartierstrassen. Unabhängig von städtischen Initiativen gibt es in Zürich auch andere Beispiele wie den auofreien Bullingerplatz oder öffentliche Spielplätze. Das sind zwar nur kleine Schritte, sie setzen aber am richtigen Punkt an. Von dort aus lassen sich Szenarien von autofreien Strassen, grünen Parks, öffentlichen Sportanlagen und belebten Gemeinschaftszentren weiterspinnen. Und gerade jetzt, wo wir uns so weit wie möglich von Begegnungszonen fernhalten sollten, gilt es diese neu zu denken. ◊

Goldene Stunden

Wenn sich der Nebel verflüchtigt, erstrahlt alles in neuem Licht.

Sarah Baur (Text und Bild)

Im Herbst kann der Tagesablauf sehr düster erscheinen. Man steht am Morgen auf und es ist stockdunkel. Dann geht man zur Arbeit oder lernt den ganzen Tag, bis es draussen wieder düster ist. Von der Sonne bekommt man in dieser Jahreszeit also nicht viel zu sehen. Besonders wenn nebst der Dunkelheit auch noch der Nebel ins Spiel kommt. Lässt man in den Arbeitspausen den Blick nach draussen schweifen, hängt der Nebel tief und dicht am Himmel, sodass kein einziger Sonnenstrahl durchdringen kann. Doch das Gute daran ist: Man lernt das Alltägliche zu schätzen. Denn wenn die Sonne endlich durch die dicke Nebelwand drückt, freut man sich um so mehr. Man streckt sein Gesicht der Sonne entgegen, um das begehrte Vitamin D, das wichtigste Heilmittel im Kampf gegen die gefürchtete Winterdepression, aufzusaugen. Und wenn sich der Nebel verdünnt und die altbekannten Landschaften zeigt, sieht man diese plötzlich in einem ganz neuen Licht. Nun ist alles eingetaucht in den mystischen Schleier des verbleibenden Dunstes. Die weisse Decke rahmt die Bilder unserer Umgebung zu einem Kunstwerk, wie man es sich sonst nie hätte vorstellen können. ◊

Klein wie eine Postkarte: «Das Gramm» enthält nur eine Kurzgeschichte pro Ausgabe.

Bild: © zVg

Ein Monatsabo für Literatur

Das Literaturmagazin «Das Gramm» will Kurzgeschichten unter die Leute bringen.

Anna Larcher

Die Zukunft der Bücher sieht nicht rosig aus: Die Aufmerksamkeitsspanne vieler Menschen reicht abends nur noch für Katzenvideos auf Social Media und kaum mehr für die Lektüre eines Romans. Haben Instagram und Memes das Lesen abgelöst? «Nein», sagt Patrick Sielemann, hauptberuflich Lektor beim Verlag Kein & Aber. «Viele Leute wollen mehr lesen, aber sie finden schlicht die Zeit dazu nicht.» Und wer sich die Zeit nehme, werde vom Überangebot des Büchermarktes in die Flucht geschlagen. Denn selbst für Branchenkenner*innen sei es unmöglich, den Überblick zu behalten.

Genau hier will sein neues Literaturmagazin «Das Gramm» ansetzen. «Dass heute weniger gelesen wird, ist eine Frage des Zugangs. Darum will ich mit dem Magazin Hürden abbauen», sagt Sielemann. Das Erfolgsrezept? Weniger ist mehr.

Ein Abo wie bei Spotify und Netflix

«Das Gramm» soll mit 10 mal 14 Zentimeter sehr schlank werden, so klein wie eine Postkarte. Und mit einer einzigen Kurzgeschichte soll der Inhalt des Magazins genauso schlank werden. Die Schreibenden, altbekannte sowie neue Autor*innen, sollen in ihrer Themenwahl frei sein. Den Abonnent*innen wird das Magazin alle zwei Monate nach Hause geliefert. Eine Online-Version ist nicht vorgesehen. Was unzeitgemäss erscheint, hält Sielemann für eine Stärke: «Das Abonnement-Modell hat grossen Zulauf bekommen, man denke nur an Spotify oder Netflix.» Wenn das Heft gedruckt vorliege und es nur eine Geschichte enthält, würde es auch eher gelesen. Für sein Ein-Mann-Projekt war Sielemann auf finanzielle Starthilfe angewiesen. Über «wemakeit» startete er ein Crowdfunding und hatte Erfolg: Eine Woche vor Ablauf der Frist waren die benötigten 9'000 Franken erreicht.

«Das Gramm» folge mit einer einzigen Kurgeschichte pro Ausgabe dem Konzept des erfolgreichen amerikanischen Vorbildes «One Story». Sielemann erfuhr von diesem Magazin vor einigen Jahren während eines Aufenthalts in New York. Das Magazin gibt es seit mehr als fünfzehn Jahren. Sielemann, der bei Literaturagenturen in London und Zürich gearbeitet hat, überzeugt: «Dieses Modell braucht es auch im deutschsprachigen Raum.»

Unterhaltsam statt poetisch

Doch was macht eine gute Kurzgeschichte aus? Für Patrick Sielemann muss sie unterhaltsam sein. «Das Schreiben einer Kurzgeschichte ist eine hohe Kunst, jedes Wort muss sitzen. Die Texte, die mich interessieren, nehmen die Leser*innen begleitend bei der Hand.» Sielemann liest oft Texte in Literaturzeitschriften, die einen hohen poetischen Anspruch hätten und sehr atmosphärisch seien. «Diese Texte haben alle ihre Berechtigung», räumt er ein, «mich langweilen sie aber zum Teil.»

So gehe es auch dem breiten Lesepublikum, das zeigten die Verkaufszahlen. Geschichten im Stil von Martin Suter, die ernste Themen auf unterhaltsame Weise bearbeiten, ohne dabei banal zu sein, würden von der breiten Masse viel gelesen. Renommierte Literaturpreise vernachlässigten solche Texte – ein Missverhältnis. «Das Gramm» möchte sich der Nachfrage des breiten Lesepublikums annähern. «Das soll nicht bedeuten, die Leute vor ‹Bauer sucht Frau› zu setzen, sondern sie auf eine unterhaltsame Weise zu fordern und neue Perspektiven aufzuzeigen.»

Mittlerweile ist die offizielle Webseite des Literaturmagazins aufgeschaltet. Die erste Ausgabe erscheint im Januar 2021, die Abonnent*innen dürfen sich auf «Die Übungen» vom mehrfach ausgezeichneten Autor Clemens J. Setz freuen. ◊

Salome Hohl auf der Bühne im Cabaret Voltaire.

Dada befragt die Gegenwart

Salome Hohl leitet neu das Cabaret Voltaire und will Dada in seiner ganzen Vielfalt zeigen.

Leander Lelouvier (Text)
Frederik Bauer (Bild)

An der Münstergasse 26 in der Zürcher Altstadt befindet sich das «Cabaret Voltaire». Eine schmale Treppe führt hoch in den legendären Raum, in dem Dada geboren wurde: Die Bewegung, welche die gesamte Kunst- und Literaturwelt auf den Kopf gestellt hat. Das Voltaire wurde 1916 mitten im Ersten Weltkrieg eröffnet. Damals war Zürich ein Rückzugsort für kreative Denker*innen aus ganz Europa. Die Begründer*innen des Dadaismus lehnten alles ab, was als bürgerlich oder konventionell galt. Von den vielen kulturellen Rebellionen, die das 20. Jahrhundert hervorbrachte, kann Dada als Urknall angesehen werden.

Ständiges Hinterfragen

Zur Definition von Dada gehen seit hundert Jahren die Meinungen auseinander. Oft werden vereinfachte Narrative verwendet, um die Bewegung zu erklären. «Genau das möchte ich vermeiden!», sagt Salome Hohl dazu. Die Appenzellerin leitet März dieses Jahres das Programm des Cabaret Voltaire. Sie versteht Dada als Befragungsmodus. Dada heisst: «Fortlaufend Fragen an die Gegenwart stellen.»

Als Direktorin möchte sie die Vielfalt und Komplexität der Bewegung in den Vordergrund rücken. «Dada war von Anfang an ein Zusammenstossen von ganz unterschiedlichen Menschen. Mit diversen künstlerischen Methoden wollten sie sich von den Absurditäten und Missständen ihrer Zeit absetzen.»

Männlich geprägter Kanon

Obwohl viele Frauen an Dada beteiligt waren, standen die Männer im Zentrum. Das spiegelt auch die Geschichtsschreibung wider: «Männer haben sich stark selbst historisiert, worauf weitere Männer dann nur die Männer wahrgenommen und reproduziert haben.» So gerieten Beiträge von Künstlerinnen wie Sophie Taeuber-Arp, Hannah Höch oder Emmy Hennings in den Hintergrund.

Hennings hat 1916 zusammen mit Hugo Ball das Cabaret Voltaire eröffnet und mit ihren Gedichten und Performances die Künstler*innenkneipe geprägt. Der bestehende Kanon bietet jedoch einen eher voyeuristischen Einblick in ihr Leben: «Der Fokus liegt nicht auf ihrem Werk, sondern auf ihrer Rolle als Muse und Geliebte, ihrer Drogenabhängigkeit und darauf, dass sie sich prostituieren musste, um durchzukommen», betont Hohl. Die erste Ausstellung nach Hohls Übernahme befasste sich mit Hennings' Werk im Dialog mit der jungen Zürcher Künstlerin Sitara Abuzar Ghaznawi.

Krise und Meme-Kultur

Aber was kann Dada in Zeiten globaler Unruhen leisten? «Eine Krise bringt viele Ungleichheiten ans Licht. Kunst kann helfen, Spannungen und Disharmonien in der Gesellschaft auszudrücken», sagt Hohl. Die Reaktion auf die Gegenwart müsse aber jederzeit neu justiert werden. Lassen sich auch Memes dadaistisch lesen? «Als im Berliner Dada die Collage entwickelt wurde, setzte Hannah Höch Bilder und Buchstaben aus Zeitungen neu zusammen, um gesellschaftliche Themen zu diskutieren», so Hohl. «Im Grunde funktionieren Memes sehr ähnlich. Sie können verdichtet und klug kommentieren.» Demokratisch Informationen zu streuen, sei auch eine Form von Selbstermächtigung und enorm dadaistisch.

Um Dada selber zu erfahren, schaut man am besten im Cabaret Voltaire vorbei. Für eine Ausstellung, eine Soirée oder um etwas zu trinken und die dadaistischen Geister auf sich wirken zu lassen. Für Letzteres ist der «Dada-Sour» zu empfehlen. ◊

Seit den Achtzigern zeigt das Xenix Filme auf der Leinwand drinnen wie draussen.

Bild: © Dagmar Lorenz

Von der Baracke zum Bijou

Das Kino Xenix ist bekannt für sein erlesenes Monatsprogramm. Weniger präsent ist seine bewegte Geschichte.

Jessica Lang

Schauplatz in den 1980ern: Züri brännt. Für Schweizer Verhältnisse nahmen die Jugendunruhen ein besorgniserregendes Ausmass an. «Eine zentrale Forderung der Jugendlichen war ein autonomes Jugendzentrum, wo sie ihre Vorstellungen von Kultur verwirklichen konnten», erklärt Christian Koller, Direktor des Schweizerischen Sozialarchivs. Denn die «zürcherische Kulturpolitik gab den Jugendlichen damals das Gefühl, sie interessiere sich für nichts anderes als für das Schauspiel- und das Opernhaus. Daneben gab es noch die kommerziellen Kinos, aber das war's dann auch schon», so Koller.

Um ihrem Bedürfnis nach alternativen Filmen nachzukommen, gründete eine Gruppe von Jugendlichen im Rahmen eines Projekts des Autonomen Jugendzentrums Zürich den Filmclub AJZ-Kino, der Vorläufer des heutigen Xenix. Das Xenix ist nebst dem Radio LoRa die einzige noch existierende Institution, die direkt auf das AJZ zurückzuführen ist. Seine Erfolgsgeschichte verlief jedoch nicht ganz reibungslos.

Beschränktes Filmkontingent

Sinnbildlich für die entwurzelte Jugend der 1980er fand auch der Filmclub lange kein Obdach, wie Koller ausführt: «Nach der Schliessung des AJZ im Jahr 1980 und den darauffolgenden Wanderjahren weilte das AJZ-Kino kurz in einer besetzten Liegenschaft am Tessinerplatz, fand dann Unterschlupf im Sexkino Walche, bis es 1984 unter dem Namen Xenix in die Kindergartenbaracke auf dem Kanzleiplatz ziehen konnte.» An die ersten Jahre erinnert sich Eric Staub, Geschäftsführer des Xenix, noch gut: «Es war ein furchtbares Geknorze, die Baracke war alles andere als kinotauglich.» Nebst der bescheidenen Infrastruktur mühten sich die Kinomacher*innen mit administrativen Hürden und hohen Kosten ab, um an Filme zu kommen. «Lange gab es ein Kontingent, wie viele Filme die Schweiz importieren durfte – das muss man sich mal vorstellen!», sagt Staub. Doch die Voraussetzungen besserten sich.

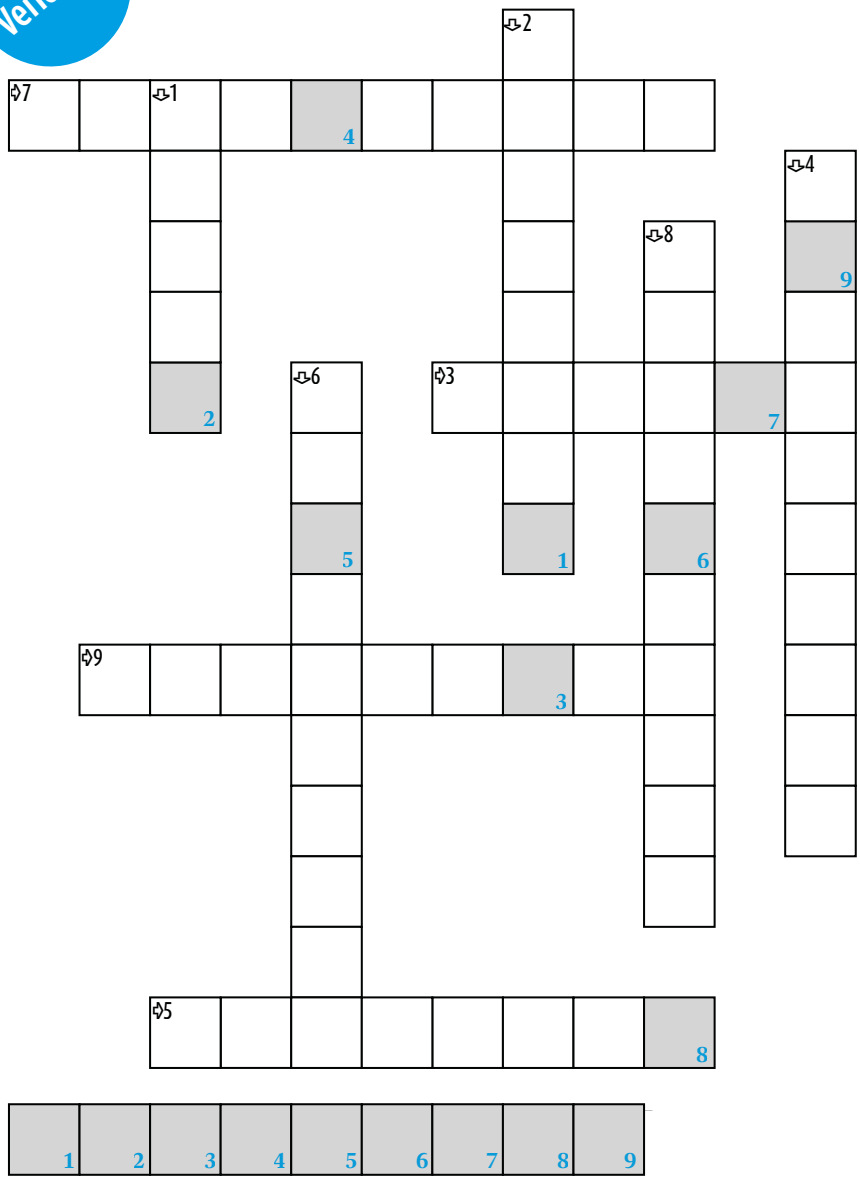
Spätestens ab 1991 professionalisierte sich das Kino und bietet heute ein monatlich wechselndes, thematisch stimmiges Programm an. «In den Fussstapfen des AJZ-Kinos präsentieren wir noch heute sozialpolitisch relevante Filme – nebst vielen anderen natürlich», so Jenny Billeter. Die studierte Filmwissenschaftlerin ist seit 2017 Co-Leiterin Programmation beim Xenix. Bei der «informiert subjektiven» Filmauswahl fokussieren sich Billeter und ihr Kollege René Moser jeweils auf eine relevante Person wie ein*en Schauspieler*in oder Regisseur*in, ein Thema oder eine Region. Der Dezember wird nun ganz im Zeichen der Schauspielerin Laura Dern stehen, wobei sicherlich auch der eine oder andere analoge Film über die Leinwand flimmern wird.

Gegen den Lauf der Zeit

Nebst dem Filmpodium ist das Xenix der einzige Ort, wo Zürcher*innen noch analoge Filme geniessen können. «Die 35mm-Filme sind einfach schöner», schwärmt Jenny Billeter. Die Liebe zum Film verbindet die Mitglieder des Xenix, die etwa ein Drittel der Besucher*innen ausmachen. Filmschaffende und Filmliebhaber*innen können sich zehn Mal im Jahr bei den im Xenix stattfindenden Zürcher Filmtalks austauschen. Im Dezember wird zu den prekären ökonomischen Bedingungen in der Filmbranche diskutiert. Doch für Billeter ist es das Grösste, «wenn wir im Sommer unsere grosse Leinwand auf den Kiesplatz vor dem Kino stellen und mit unseren Besucher*innen ausgewählte Filmperlen geniessen». ◊

Verlosung

ZS-Rätsel



1. Japanischer Herrschaftstitel
2. Bar an der Langstrasse und Tunnel
3. Bundesrat und Name beliebter Zältli
4. Politische Basis-Bewegung und Teil einer Pflanze (deutsch)
5. Gitarre in Ukulelen-Grösse
6. Gesichtsbehaarung eines Geistlichen und auch Name einer Pflanze
7. Kompositum aus berühmtem Mundartmusiker und Blasinstrument
8. Filmklassiker und nordafrikanische Stadt
9. Psychedelische Droge, die aus einer Liane gewonnen wird

Lauch oder Leuchte?
Teste dein Wissen im ZS-Rätsel.

Verlosung
Die ZS verlost 3x2 Freikarten für die Kinos Riffraff und Houdini. Schicke dazu das Lösungwort des ZS-Rätsels mit deiner Adresse an raetsel@medienverein.ch. Teilnahmeschluss ist der 9. Dezember um 12 Uhr. Viel Glück!

Spiel die Langeweile weg

Gesellschaftsspiel — Seit das Sofa der persönliche Vorlesungssaal ist, werden unsere Abschaltmechanismen auf die Probe gestellt. Ein klassischer Spieleabend kann helfen. Zum Beispiel mit «Decktective: Das gespenstische Gemälde». Ziel des Spiels ist es, einen Kriminalfall in einem Museum zu lösen. Für den Start ist keine aufwändige Vorbereitung nötig, man nimmt einfach die erste Karte vom Stapel und los geht's. Sofort wird man mit seinen Mitspielenden in eine Szene geworfen und befindet sich in der Detektiv*innen-Rolle .

Alle arbeiten zusammen, durch das abwechselnde Abheben der Karten kann jedoch jede*r gezielt entscheiden, welche Informationen man mit der Gruppe teilen oder aber geheim halten will. Beide Aktionen können die Ermittlungsarbeit des Teams bereichern oder sabotieren.Die Karten verraten Hinweise, bauen langsam ein raffiniertes, dreidimensionales Spielfeld auf und treiben die Handlung mit plötzlichen, unerwarteten Ereignissen voran. Am Ende sind Fragen zu beantworten und der Fall wird aufgelöst. Die Anforderungen des Spiels sollte man aufgrund der Altersbeschränkung (ab 12 Jahren) nicht unterschätzen, denn es ist komplexer, als sich zunächst vermuten lässt. Laut dem Hersteller Abacusspiele ist «Decktective» für eine*n bis sechs Spielende geeignet. Alleine ist es jedoch zu einfach, den Kriminalfall zu lösen, da die verwirrenden Handlungen der Mitspieler*innen ausbleiben. Umgekehrt ist es eine enorme Herausforderung, den Fall zusammen mit fünf weiteren Personen zu klären. Zu zweit, dritt oder viert macht es definitiv am meisten Spass.

Die 62 vollbeschriebenen Karten von «Decktective» erklären den Fall und stossen Diskussionen im Team an. Die Zeit verfliegt dabei wie im Nu. Wahre Literaturfans werden am Fall des gespenstischen Gemäldes Freude haben. In der Geschichte sind nämlich subtile Anspielungen auf Shakespeares Macbeth versteckt. «Decktective» schafft es, ein spannendes Krimispiel zu entwickeln, leider zu einem hohen Preis. Wer den Fall einmal gelöst hat, kennt ihn und der Wiederspielwert hält sich dadurch in Grenzen.

[cab]

«Decktective» von Abacusspiele ist unter anderem bei Franz Carl Weber erhältlich.

Wider den heteronormativen Blick

Filme — Wenn zur Seuche jetzt auch noch die Kälte kommt und niemand mehr vor die Tür will, stellt sich wieder die Frage, was man im Schutz der eigenen vier Wände machen kann. Warum sich da nicht Céline Sciammas Gesamtwerk anschauen? Die französische Regisseurin hat die wärmende Flamme schon im Titel ihres letztjährigen Bravourstücks «Portrait de la jeune fille en feu». In Cannes wurde sie dafür mit der Auszeichnung für das beste Drehbuch und als erste Frau mit der «Queer Palm» ausgezeichnet.

Der Film spielt im späten 18. Jahrhundert: Die Malerin Marianne (Noémie Merlant) erhält den Auftrag, Héloïse (Adèle Haenel) zu malen, die bald zum Wohl der Familie an einen reichen Adeligen verheiratet werden soll. Die Künstlerin merkt bald, wie sehr sie berührt, was eigentlich nur Gegenstand sein sollte – die beiden Frauen verlieben sich. Diese doppelte Allegorie für Kunst und Liebe ist einfach, wird aber in all ihrem Potential ausgespielt – wer sieht? Wer blickt zurück? Und wie kann man schauen, ohne das Gegenüber zum Objekt zu degradieren? «Portrait de la jeune fille en feu» ist nicht nur in visueller, sondern auch in narrativer Hinsicht Sciammas rundester Film: Die Handlung von «Portrait» schliesst mit einer anrührenden Wendung, die es vermag, sich der plumpen Dichotomie von Happy End und Katastrophe zu entziehen. Ein solcher Abschluss ist eine Neuheit für Sciamma, die ihre Figuren in früheren Werken gezielt im Ungewissen zurückliess.

Indes brauchen ihre früheren Filme den Vergleich nicht zu scheuen: Ihr Erstling «Naissance des pieuvres», eine schmerzhafte kleine Coming-of-Age-Geschichte, handelt von der 15-jährigen Marie (Pauline Acquart), ihren Freundschaften, der Unerbittlichkeit sozialer Initiationsriten auf der Schwelle zum Erwachsenenleben und vor allem von Maries Liebe zur Synchronschwimmerin Floriane (Haenel). Danach folgte «Pauline», ein berührend schlichter Kurzfilmbeitrag zu einer Kampagne gegen Homophobie. «Tomboy», Sciammas zweiter Spielfilm, erzählt die Geschichte des 10-jährigen Kindes Laure (Zoé Héran), das nach einem Umzug zeitweise den Namen Mikaël annimmt. Der Film wagt einen erzählerischen Balance-Akt und versucht, die Handlung ebenso als Auseinandersetzung eines Mädchens mit Geschlechterstereotypen wie als Geschichte über Trans-Identität lesbar zu halten. Der dritte Film, «Bande de filles», spielt in einem ausgebeuteten Pariser Vorort und handelt von Marieme und ihrer Suche nach Freiheiten in einer Welt, die nicht dazu gemacht scheint, ihr Erfüllung zu ermöglichen. Die intensivsten Szenen von «Bande de filles» sind jedoch die zwischen Marieme und ihren Freundinnen: So herzerfrischende, dabei komplexe Momente weiblicher Freundschaft und Solidarität bekommt man leider nur selten zu sehen.

Die Filme behandeln Stoffe, die in den Händen anderer Regisseur*innen zum betont trostlosen «Sozialdrama» geraten würden. Bei Sciamma werden daraus dichte, bis ins letzte Detail lebendige, sogar liebevolle Porträts, deren Wärme allerdings an jeder Stelle von sozialem Druck, von Konfliktpotential und Machtverhältnissen weiss. Sciammas Filme sind durchwegs so leicht, fein und offen, dass man zunächst kaum merkt, wie viel sie leisten. Sie sind so frei vom Ballast der – meistens bewusst oder unbewusst auf männliche, heterosexuelle Perspektiven verengten – Klischees, dass sie ex negativo zeigen, wie strikt und erdrückend solche Sehgewohnheiten werden können.

[man]

Gesamtwerk von Céline Sciamma, zuletzt erschienen: «Porträt einer jungen Frau in Flammen», 2019.

Der australische Lizard King

Album — In seiner zehnjährigen Existenz hat das Band-Kollektiv King Gizzard & The Lizard Wizard aus Melbourne sagenhafte 16 Alben und zwei EPs veröffentlicht. Dazu gesellen sich sechs Live-Alben, zumeist als Self-Release über die Musikplattform Bandcamp. Ungewohnt spät folgt nun mit «K.G.» das erste Original-Material dieses Jahres. Nach dem mittelalterlich angehauchten Intro mit Flöte und Akustik-Gitarre folgt mit «Automation» schnurstracks einer der typischen Psychedelic-Jams, die der Band ihren Kultstatus eingebracht haben. Dabei präsentieren sie sogleich auch ihr zweites Markenzeichen: Songtitel und Texte, die gesellschaftliche und globale Veränderungen wie die Klimaerwärmung, Armut oder eben Digitalisierung und Automatisierung thematisieren.

Dabei klingen sie – auch auf dem darauffolgenden «Minimum Brain Size» – wie Alvin Lees legendäre «Ten Years After» in Stoner-Rock getüncht und der Gesang erinnert gespenstisch an Jack Bruces hohe Stimmeinsätze bei den 60er Psychedelic-Rock-Pionieren «Cream». Auf «Straws In The Wind» wird mit Songzeilen wie «I can hear hell's kitchen and they're singing hymns» die Apokalypse evoziert. Die Texte sind unterhaltsam und schrill, überzeugen aber nicht gerade durch Qualität oder Kohärenz. Vom Weltuntergang bis zu philosophischen Fragen wie «What can be said to exist inside a simulation inside my mind?» auf dem Titel «Ontology» werden queerbeet Themen heraufbeschworen, ohne dass dabei wirklich gehaltvolle Kommentare entstünden. Die nervösen elektronischen Einflüsse auf «Some of Us» und «Ontology» in der Mitte des Albums, gemischt mit der atemlosen Gesangsdarbietung, werden schnell zu viel des Guten.

Gegen Schluss läuft King Gizzard jedoch wieder zu Hochform auf mit ekstatischen Stoner-Rock-Epen, losen Songstrukturen und ausgelassener Jam-Atmosphäre, gipfelnd in dem grossartigen «The Hungry Wolf of Fate», das dem Album ein Ende setzt. Erstaunlich, wie King Gizzard & The Lizard Wizard trotz ihres hohen Outputs so konsistente Qualität liefern können und sich dabei als eine der führenden Pychedelic-Bands unserer Zeit etablieren, die dem Erbe der 60er Sorge trägt.

[fis]

«K.G.» von King Gizzard & The Lizard Wizard ist am 20.11. bei Flightless Records erschienen.

Bilder: © Camilla Bellmann / © Paolo Verzone (Agence VU pour Le Monde, Keystone) / © CC, Martin Schumannw

Ist das Kultur und kann das weg?

In der Pandemie geht nichts mehr. Die Kultursparte braucht eine Perspektive, die ihren gesellschaftlichen Wert anders bemisst.

Stephanie Caminada (Text und Bilder)

Während sich das kulturelle Leben derzeit zunehmend ins Netz verschiebt, sind die analogen Kulturbetriebe in einen pandemiebedingten Dornröschenschlaf entschlummert – zumindest teilweise. Wenn die Kulturbetriebe nun nicht mehr erwachen, was verlieren wir dann? Wie wertvoll ist uns die Kultur, wie wir sie gerade kennen?

Knausriger Umgang mit der Kunst

Der Mensch bemisst den Wert einer Sache gerne mit Geld. Betrachten wir nun die Zahlen, scheint uns die Kultur aber nicht viel wert zu sein. Für die Oper kann man gut zwei-, dreihundert Franken hinblättern, für eine Ausstellung oder einen Film zahlen wir aber gerade mal so viel wie für einen Teller Spaghetti in einem billigen Restaurant, obwohl wir uns daran durchaus satt sehen können. Viele können sich dennoch gar keinen Theaterbesuch leisten. Das Theater Neumarkt hat deshalb ein Wahlpreissystem eingeführt: Jede*r zahlt nur so viel man kann – oder wie viel einem die Kultur eben wert ist. Solche alternativen Bezahlmodelle sind wichtig, um dem Problem der Subventionierung durch die öffentliche Hand zu begegnen: Welche Kulturbetriebe gilt es von den staatlichen Ebenen zu unterstützen, und welche nicht? Es ist eine alte, nie gelöste Frage. Sollen es nur die geschichtsträchtigen Kulturhäuser wie das Opernhaus sein, das heute 80 Millionen Franken Subventionen vom Kanton Zürich erhält, oder das Nationalmuseum, das 50 Millionen erhält, oder eben auch neue und alternative Projekte, die gerade deshalb unterstützungsbedürftig sind, weil sie nicht Magnet der zahlungskräftigen Elite sind? Auch vierzig Jahre nach den Opernhauskrawallen zeichnet sich ein Graben in der heutigen Kulturförderung zwischen der subventionierten Hochkultur und der weitgehend vernachlässigten Subkultur der Schweiz.

> **«Kultur ist systemrelevant. Sie ist das Korrektiv der Gesellschaft.»**
>
> Daniel Rohr, Theater Rigiblick

Systemrelevante Kulturbetriebe

Und immer stellt sich die Frage, wie viel Kultur man sich als Gesellschaft leisten will. 2017 hat das öffentliche Gemeinwesen rund 2'943 Millionen Franken für die Kultur ausgegeben, das sind 1,7 Prozent der Gesamtausgaben. Davon profitieren aber längst nicht alle Kulturschaffenden. Und gerade jetzt, während der Pandemie, werden diese oft vergessen oder fallen durchs Raster.

«Dass die Kultur vom Staat als nicht systemrelevant eingeschätzt wird, wird als Verletzung erlebt», sagt Daniel Rohr vom Theater Rigiblick. «Kultur ist systemrelevant. Sie ist das Korrektiv der Gesellschaft. Sie ist der Ort, wo die Zeit langsamer und schneller laufen darf. Kultur tröstet. Kultur regt an. Kultur rüttelt auf.» Das gilt nicht nur für das Theater. Die Kultur beäugt kritisch und pointiert das Zeitgeschehen, das Schalten und Walten der Politik, der Wirtschaft und des Sozialen, das Tun und Lassen der menschlichen Existenz. Ohne sie sind wir gefangen in einem Tunnelblick, der keine Abweichungen zulässt. Und zu welchem Bünzlitum das führen mag, wollen wir uns gar nicht erst ausmalen. Der Kultur soll

*Viele Kulturhäuser mussten ihren Betrieb pandemiebedingt einstellen, das Theater Hechtplatz spielt mit reduzierter Zuschauer*innenzahl.*

aber kein Zweck aufgezwungen werden, es wäre ein Widerspruch in sich. Die Aufgabe der Kunst ist es, «Freiheit zu geben durch Freiheit», wie Friedrich Schiller sagte. Weil die Kunst ein Garant für dieses Gut ist, plädiert sie auch für die liberale Demokratie, und diese beiden Pfeiler sollten uns in jeder Krise schützenswert sein. Das sagt auch Rohr: «Kultur ist Bildung, ohne Bildung ist die Demokratie gefährdet.»

Wir brauchen eine Umwertung der Kultur

Dass die Kultur verschwindet, darüber müssen wir uns nicht sorgen. «Sie wird sich bei Bedarf neu erfinden», sagt Daniela Küttel, Betriebsleiterin der Neugass Kino AG, zu der das Riffraff und das Houdini gehören. Wenn sie sich aber verändert, ist das «der Idealfall in progressiven Gesellschaften, denn Kultur ist ja nicht statisch», so Hayat Erdoğan, Co-Direktorin des Theater Neumarkt.

Der ideelle Wert ist zwar schön und gut, wenn der wirtschaftliche aber nicht stimmt, nützt dieser den Kulturschaffenden so viel wie der Applaus auf den Balkonen dem Pflegepersonal. Die Kultur ist nicht gratis. Auch hier arbeiten Menschen (sie besetzen etwa 6 Prozent der Arbeitsstellen schweizweit), die selbstverständlich von ihrer Tätigkeit leben können wollen wie alle anderen eben auch. Für sie muss das Kulturverständnis, vor allem von der Politik, neu gedacht werden, damit sie ihrer Arbeit entsprechend entlöhnt und jetzt genügend unterstützt werden. «Ich wünsche mir eine mutige Kulturpolitik, die auf die Unsicherheiten unserer Zeit mit innovativen Massnahmen reagiert, eine, die offenkundig die Relevanz von Kultur in die Stadt posaunt», sagt Tine Milz, Co-Direktorin des Theater Neumarkt.

Ohne Lohn werden die Kunstschaffenden ihrem Metier nicht weiter nachgehen können, ob dieses nun virtuell oder analog ausgeübt wird, denn sie könnten nicht davon leben. Kunst würde zu einem Gebiet der Reichen und der durch Mäzene Unterstützten, Kulturbetriebe könnten nur noch mit einem dicken Portemonnaie besucht werden. Das wiederum würde die kulturelle Vielfalt gefährden, die vom Bundesamt für Kultur so hochgehalten werden will. Kultur gehörte wieder allein der Elite. ◊

Adiletten

Pro — Die Drei ist eine gute Zahl. Es gibt drei Fragezeichen, drei Musketiere, die heilige Dreifaltigkeit und die drei Grundfarben. Darum ist es auch mit dem Fusswerk einfach: Aller guten Dinge sind drei Streifen. Wenn ich nach einem langen Tag nach Hause komme, schlüpfe ich als Erstes in meine Adiletten. Blau-weiss, ganz klassisch, versteht sich. Die Sohle ist deutsche Industrienorm pur; ein präziser Guss aus Kunststoff, der mit leichten Erhebungen meine Zehen bei jedem Schritt massiert. Der breite Riemen umschliesst sanft meine Füsse und wirkt in seiner Eleganz wie die Arkaden von Bologna. Ein Gang zwischen meinem Zimmer und der Küche ist ein Wohlfühlprogramm für meine Füsse. Und ja, ich trage dazu gerne meine Adidas-Originals-Trainerjacke. Adiletten sind das bequemste Kulturgut seit der Erfindung von Polstermöbeln. Wer ernsthaft Plastikschuhe hasst, die in den Trabantenstädten von Moskau, an den Stränden von Miami und in Zürcher WGs getragen werden, muss entweder Fusspilz mögen oder Karl Lagerfeld heissen. [pro]

Kontra — Gucci, Louis Vuitton, Moncler, Valentino, Michael Kors, Versace: Sie alle haben die 1963 erfundene Adilette kopiert, deren einzige Aufgabe ursprünglich darin bestand, die Sportler*innen in den dreckigen Umkleide- und Duschkabinen vor Fusspilz zu schützen. Das Marketing von Adidas dürfte sich ins Fäustchen lachen beim Anblick der verblödeten Instagram-Community, die das belangloseste Produkt ihrer Firma hochstilisiert. Die prolligen Schlappen sind nicht einmal genug asozial, als dass sie ein Statement wären. Die Adiletten sind heute völlig «hipsterisiert» und werden schon längst nicht mehr mit Sport assoziiert und auch nicht mit Gangstercoolness. Dann werden sie auch noch mit hochgezogenen Tennissocken getragen, als hätte die Mode vergessen, dass Socken mit offenen Schuhen schon immer ein No-Go waren. Den Leuten muss bewusst werden, dass nicht jeder Achtziger-Trash-Trend cool ist. Und vor allem sehen die Plastikschlarpen furchtbar aus. Oder wie Karl Lagerfeld sagen würde: «Wer Adiletten trägt, hat die Kontrolle über sein Leben verloren.» [mac]

En garde! Auf dieser Seite kreuzen wir die Klingen.

zh
aw
Zürcher Hochschule
für Angewandte Wissenschaften
School of
Engineering
Mit Vorsprung in
die Zukunft
LIVE
Jetzt zur Weiterbildung anmelden:
www.zhaw.ch/engineering/weiterbildung
Online-Infoabend:
13. Januar 2021